II. Jahrgang November 1927 Heft 2

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

herausgegeben von

Dr. Heinrich Meng und Dr. Ernst Schneider
Arzt in Stuttgart Universitätsprofessor in Riga

Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik
Wien, VII., Andreasgasse 3

Das nächste Heft (Nr. 3) erscheint Mitte Dezember und wird u. a. die folgenden Beiträge enthalten:
Wolffheim: Elternerziehung — Happel: Der Mann in der Kloake — Kündig: Streiflichter aus der Sekundarschulpraxis — Landauer: Unentstellte Träume — Stein: Die Bedeutung des Namens in der Bibel — Spielrein-Scheftel: Kleine Mitteilungen aus dem Kinderleben

Im Januar erscheint das Sonderheft über „Onanie"

Das Strafvollzugsgesetz

Dr. med. Karl Landauer, Frankfurt a. M.

Der Entwurf zum Strafvollzugsgesetz bringt wiederum die Einzelhaft, ja als „Hausstrafe" die „Arrestzelle", eine kahle Gitterzelle und die „Beruhigungszelle", einen fensterlosen Raum. Nachfolgende Arbeit ist ein Gutachten über den ganzen Geist des Strafvollzuges, aus Anlaß der Tagung der „Internationalen Kriminalistischen Vereinigung" in Karlsruhe, September 1927. In ihm wird der „Strafvollzug" als Erziehungsproblem gewertet.

Die Frage des Strafvollzugs ist im Prinzip nicht zu trennen von der ganzen Frage unserer Rechtsauffassung und Rechtsprechung. Ja, bei ihr kommen die Triebkräfte besonders klar zur Geltung, die die einzelnen Strafrechtsschulen bewegen. So zeigt es sich deutlich, daß beim Strafvollzug, wie er heute geübt wird und wie er, nur wenig in Äußerlichkeiten verändert, in dem neuen Strafvollstreckungsgesetz beabsichtigt ist, in der Hauptsache das Rachegefühl, das man schamhaft Vergeltungs- oder auch Abschreckungsprinzip nennt, ausschlaggebend ist. Man wird daher die Grundzüge eines auf moderner Psychologie aufgebauten Strafvollzugs — schon dieses Wort ist ein Unding — nur in der Weise darlegen können, daß man auf die Beweggründe zu Rechtsbrüchen und der Rechtsbrecher eingeht. Wenn man dies tut, fällt von vornherein eine sehr große Anzahl von Rechtsbrüchen aus dem Bereich des Gesetzes.

Denn ein kaum abschätzbar großer Teil von Rechtsbrüchen entspringt der Not. Allerdings darf man den Begriff Not nicht in anmaßend enger Weise so fassen, daß man nur den Hungernden, Frierenden und Obdachlosen in Notstand glaubt. Der Mensch braucht mehr zum Leben als eine gewisse Kalorienmenge. Schon aus der Physiologie wissen wir, daß allein die Deckung des Kalorienbedarfs nicht ausreicht, um Krankheiten zu verhüten. Zahllose, nicht den Motor als Heizstoff speisende Nahrungsmittel sind nötig. Ferner erweist wieder das physiologische

Experiment, daß die Zuführung einer eintönigen Kost, die an sich den Heizbedarf deckt, nach kurzer Zeit nicht mehr genügt, da die Absonderung der Verdauungssäfte infolge Reizlosigkeit bedeutend abnimmt. Der Mensch hat also auch Abwechslung, Lust zum Leben nötig. Wenn wir dies aus dem chemisch-physiologischen Laboratorium gewonnene Resultat einigermaßen sinngemäß verwerten, so erkennen wir, daß der Mensch des Glückes bedarf, d. h. der Freiheit, seinen Triebkräften entsprechend zu leben, vor allem der Freiheit über Zeit. Ihr Fehlen ist Notstand, und so gesehen ist die Zahl der Handlungen, die einem Notstande entspringen, sehr groß. Bei diesen Rechtsbrüchen könnte man höchstens die Gesellschaft als strafwürdig bezeichnen, weil sie den Rechtsbrecher in Notstand brachte.

Eine zweite Gruppe von Rechtsbrüchen entsteht aus Affekt. Sie sind die starke Antwort auf einen starken Reiz. Bei einer sehr großen Anzahl von Rechtsbrüchen ist dies ohne weiteres klar, da uns — sei es als Richter, sei es als Sachverständiger — der Affekt und seine Äußerung adäquat, entsprechend, d. h. nachlebbar erscheint. In allen diesen Fällen handelt es sich um Ereignisse, die niemals verhindert werden können, so lange der Mensch eben Mensch ist. Derartige Affekte sind Ausnahmezustände gesunder Menschen, Ausbrüchen von Naturgewalten vergleichbar, sozusagen höhere Gewalt. In diesen Fällen können wir die Opfer der Rechtsbrüche zu entschädigen suchen und unser möglichstes tun, zu verhüten, daß erneut solche Naturgewalten losbrechen. Der Verüber eines derartigen Rechtsbruches ist zwar nicht selbst krank, wenn auch in einem ungewöhnlichen Zustand, da jeden dieser Zustand befallen kann, ja wird; aber er kam in eine Situation, die ungewöhnlich — wenn man so will — krank ist. Also wiederum kommt für einen einigermaßen einsichtigen Menschen das Prinzip der Vergeltung nicht in Frage, aber auch das Verhütungsprinzip kann nicht bei den Menschen, sondern bei den Situationen einsetzen.

Von diesen Fällen ausgehend, finden wir alle möglichen Übergänge zum Verbrechen aus pathologischem Affekt, also aus krankhaften Ausnahmezuständen heraus, und weiter zum „Verbrecher", einem Menschen, der unter allen möglichen uns gewöhnlich erscheinendem Verhältnissen berechtigte Interessen anderer schädigt, weil er von Triebkräften getrieben ist, die sich in einer gesellschaftsschädlichen Weise auspuffen. Die Strafrechtsbewegungen der letzten Jahrzehnte haben versucht, den Rahmen der ersten Gruppe, derjenigen, wo man von krankhaften Zuständen im eigentlichen Sinn sprechen kann, möglichst zu erweitern. Aber sie sahen sich auch genötigt, die Zwischenstufe des „vermindert zurechnungsfähig" wenigstens praktisch einzuführen. Für unsere kurzen Untersuchungen können wir jedoch die beiden Fälle einheitlich setzen, da der pathologische Affektzustand ein Affektzustand ist, der von Triebkräften mitgespeist wird, die nicht ausgelöst sind von

dem Affektanlaß, sondern zurückgehen auf weit hinter dem Anlaß liegende, meist in der Kindheit wurzelnde Erlebnisse, die aus dem Unbewußten heraus nachwirken. Diese Menschen gleichen einem Pulverfaß, das auf irgend einen Stoß, durch einen kleinen Funken oder gar nur, weil es eben jetzt eine bestimmte Zeit gelagert hat, explodiert. Die Verbrecher aber werden gleichfalls von Antrieben bestimmt, die ihnen zum großen Teil unbewußt sind. Die Beweggründe zur Tat, die die gerichtliche Untersuchung aufdeckt, sind nur die Rationalisierung, die nachträgliche Vernünftigmachung der wahren Motive, welche nur tiefenpsychologisches Studium aufdecken und ändern könnte. Diese Menschen sind allesamt von der Gesellschaft als Kranke zu werten, wenn sie auch nicht krank sind.

Denn ein Mensch ist als gesund zu bezeichnen, wenn der Ablauf seiner inneren Lebensvorgänge — seelisch gesprochen: seine Triebe — und die Reaktionen auf die Reize aus der Außenwelt — psychologisch: seine Affekte — einander nicht behindern und ihm gestatten, sich entweder der Außenwelt anzupassen oder die Außenwelt sich. Diese Definition von Gesundheit aber gilt nur für den Menschen als Einzelwesen. In der Tat ist der Mensch jedoch als Gemeinschaftswesen geschaffen und kann nur in Gemeinschaft gedeihen. Für diese seine Eigenschaft als Gemeinschaftswesen müssen wir den Begriff der Gesundheit noch einengen: Triebe und Affekte dürfen sich nicht nur in Einzelwesen nicht behindern, sondern müssen sich auch in ihren Endäußerungen so verhalten, daß sie mit den Trieben und Affekten ihrer Umwelt in Einklang stehen, da sonst die allen lebensnotwendige Gemeinschaft gefährdet wäre. In diesem Sinne sind Rechtsbrecher aus ihnen selbst unbeherrschbaren Affekten und Trieben als Kranke (zwar nicht als individuell Erkrankte, aber als Gemeinschaftskranke) zu werten.

Wenn wir diese Betrachtungsweise zur Richtlinie nehmen, so ergibt es sich von selbst, daß es sich diesen Rechtsbrechern gegenüber einzig darum handeln kann, ihnen die Möglichkeit zu geben, zu Gesellschaftsgesunden zu werden, d. h. ihre Trieb- und Affektwelt in die Hand zu bekommen, damit sie sie in einer Weise ausleben können, die die Gemeinschaft nicht gefährdet. Es ist dieselbe Aufgabe, die wir in der Jugend an den Kindern zu vollbringen haben, eine Erziehung, und da es sich um Erwachsene handelt, Produkte einer verfehlten Erziehung, um eine Umerziehung, d. i. eine Heilerziehung.

Da jegliche Erziehung auf die Ausbildung des Gemeinschaftsmenschen ausgeht, muß sie innerhalb der Gemeinschaft erfolgen. Demgegenüber sehe man sich den heutigen Strafvollzug an. Der günstigste Fall seiner Verbüßung ist die sogenannte Gemeinschaft, wo eine Herde von Rechtsbrechern isoliert von der übrigen Außenwelt ist. Der Leiter der Anstalt steht himmelweit entfernt von ihr. Hauptsächlich

tritt er bei Verhängungen von Hausstrafen in Erscheinung. Die Aufseher aber umschwärmen sie wie die Schäferhunde, um jeden zu beißen, der etwas aus dem Haufen geht. Noch deutlicher wird die Absonderung aus der Gesellschaft bei Zellenhaft, in der der Häftling nur für wenige Augenblicke ein paar Leidensgefährten spricht, weiter bei Einzelhaft, während der er höchstens für Minuten den Aufseher sieht. Am allersinnlosesten ist die Arrest- und Beruhigungszelle, wo ihm selbst die unbelebte Umwelt entzogen wird, ja das Licht. Hier liegt eine klare Tötung des Menschen vor, ein Mord auf Zeit. Und diese Gewalttat soll vor Gewalttaten abschrecken! Ein derartig mißhandelter Mensch wird sich äußerlich fügen — und warten, bis er der Stärkere ist, um ungestraft Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Genau wie in der Jugenderziehung, ist die Heilerziehung ein Problem der Führer. Sie zu schaffen, muß unsere Aufgabe sein. Sie werden dann in einer Familie mit ihren Zöglingen leben (alle wesentlichen modernen Schulen sind auf diesem sogenannten Familienprinzip aufgebaut). Die Mittler werden Gemeinschaftskranke im Genesungsstadium sein. Das Stufenprinzip, Leute, die sich gut führen, abzusondern, ist sinnwidrig, züchtet nur „Gefängnisstreber".

Demgegenüber muß man nur sehen, was in Wesen vorgeht, die durch unseren bisherigen Strafvollzug mißhandelt worden sind. Einen anderen Ausdruck vermag ich nicht zu gebrauchen, seitdem ich als Einjährig-Freiwilliger-Arzt Häftlinge nach Dunkelarrest und während des Krieges über ein Jahr als Arzt eines großen Zellengefängnisses dessen Opfer zu untersuchen Gelegenheit hatte. Der bisherige Strafvollzug unterdrückt in brutaler Weise jegliche Äußerung der Menschen, ohne die inneren Vorgänge der Menschen zu ändern. Die Affekt- und Triebabfuhr nach außen kann in keiner Weise vor sich gehen, innere Stauungen sind die notwendige Folge. Noch die günstigste von ihnen ist, daß offenkundige Krankheit entsteht. In weitaus den meisten Fällen aber stauen sich diese innerseelischen Kräfte nur während der Zeit der Haft an, um sich um so kräftiger nach der Befreiung aus der sinnlosen Fessel zu entladen.

Schon im gewöhnlichen Leben bilden sich im Ablauf der Lebensvorgänge und als Reaktionen auf die Erlebnisse aus der Außenwelt zahllose gewalttätige Antriebe. Es ist unbedingt nötig, daß sie sich in einer Umgestaltung der Außenwelt und der Innenwelt entladen können. Will man Tätlichkeiten vermeiden, muß man Möglichkeit zur Betätigung geben, also müssen wir für Arbeit sorgen. Schaffen ist nicht nur sozial nötig, um sich in der Gesellschaft zu behaupten, sondern auch direkt eine hygienische Maßnahme. Um diesen Zweck zu erfüllen, muß die Arbeit lustvoll sein, d. h. geeignet, den tiefeingewurzelten Trieben des Menschen Gelegenheit zum Austoben zu geben. Nun sind in sehr vielen Menschen die Wege zum freien Entsprudeln dieser Kräfte in nutzbringende Arbeit verlegt worden, nicht zum letzten durch eine sinnlose Erziehung, die die Arbeit zum Fluch machte,

analog dem biblischen Worte: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen. Strafarbeit ist ja ein beliebtes Zuchtmittel. Das Arbeitshaus soll weiterhin die so Erzogenen zur Arbeit erziehen, in Wirklichkeit verekelt es sie noch mehr. Damit Arbeit lustvolles Sichausleben werde, muß sie sinnvoll sein, und das kann man doch von Tütenkleben und ähnlichem nicht behaupten. Dostojewski hat in seinen sibirischen Erinnerungen davon gesprochen, daß man einen Sträfling dadurch in Wahnsinn treibe, daß man ihn zwinge, einen Haufen Steine von einer Seite der Straße auf die andere zu schaffen und dann wieder zurück und so immer fort, immer wieder aufs neue seine Arbeit zerstörend. Die Leistung in einem Bergwerk unter den schwierigsten und gefährlichsten Bedingungen sei dagegen eine Erholung, da man sehe, was man schaffe. Vor allem muß man deshalb dem der Freiheit Beraubten wenigstens eine möglichst freie Arbeit und freie Verfügung über sein Arbeitsprodukt gewähren. Sinnlose Arbeit, die nicht dem Individuum angepaßt ist, ist Fron, die nur Haß erzeugt, der sich späterhin entladen muß.

Das schwierigste Problem für die Heilerziehung des Verbrechers ist aber, daß er — wie manche Arten Geisteskranker — in der Regel nicht das Gefühl hat, ein Gemeinschaftskranker zu sein. Meist aber kann man nur den ändern, der unter seinem derzeitigen Zustand leidet. Man glaubt dies dadurch erreichen zu können, daß man den Gemeinschaftskranken so lange quält, bis er leidet. Dies ist aber kein Ersatz für das Krankheitsgefühl, denn es handelt sich hier um ein Leid von außen, das einzig zur Änderung der Außenwelt aufpeitscht, nicht um ein Leid von innen her, das die Änderung der Innenwelt veranlassen könnte. Mit Dressur — um einen von Bernfeld in der Pädagogik benützten Ausdruck zu gebrauchen — erreicht man nur einmalige „Muskelaktionen", jederzeit unter anderen äußeren Gegebenheiten aufhebbare Hemmungen oder unter den Dressurbedingungen produzierte Kunststücke. Daher die rückfälligen Verbrecher. Eine andere Einstellung, eine Umwandlung der Persönlichkeit, erzielt einzig die „Führung", in der einer Masse eine Führerpersönlichkeit gegenübersteht, der zu gleichen, deren Forderungen, die man sich zu eigen macht, zu entsprechen, lustvoll ist. Jegliches Versagen in dieser Beziehung wird mit der Sozialangst: Schuldgefühl beantwortet. Dieses Schuldgefühl hervorzurufen, bzw. in richtige Bahnen zu lenken, ist die Aufgabe der Erziehung am Verbrecher.

Allerdings täuscht man sich, wenn man glaubt, im Verbrecher gäbe es kein Schuldgefühl oder es sei weniger stark entwickelt. Nicht gemeint ist natürlich das Schuldgefühl, das von vielen geäußert wird, weil sie den Anschauungen der Verbrecherzunft zuwider gehandelt haben. Nicht gemeint ist auch jene scheinbare Reue und Zerknirschung, die von zahllosen bewußt vorgetäuscht werden, gerade am meisten von jenen, die am wenigsten Schuldgefühl empfinden. Derartiges anzudressieren, war bisher die Aufgabe und die Selbsttäuschung des Strafvollzuges.

Vielmehr hat die genaue Untersuchung von Verbrechern ergeben, daß in ihnen die Sozialangst besteht, aber unbewußt, wie ja die Kriminellen überhaupt die Strebungen, die auf Eingliederung in die Gesellschaft abzielen, großenteils verdrängt haben. Namentlich an jugendlichen Rechtsbrechern, bei denen die psychologischen Fäden noch leichter zu entwirren sind, läßt es sich oft ohne Schwierigkeit nachweisen, daß ein Schuldgefühl vorhanden ist, aber ein verdrängtes, dem Verbrecher selbst unbewußtes, für eine ihm selbst unbewußte Schuld. Aber eben dieses Schuldgefühl drängt nach Bestrafung und, um diese herbeizuführen, begeht der unbewußt Schuldige bewußte Schuld. Reik hat uns in einem sehr lesenswerten Buch diesen Verbrecher aus Schuldgefühl und Strafbedürfnis klargelegt.[1] Es ist eine außerordentlich häufige Erscheinung. Hier handelt es sich darum, dieses unbewußte Schuldgefühl bewußt zu machen und den Verbrecher von seiner Last zu befreien. Sehr häufig ist auch, daß eine Strafe verursacht wird, um damit einen Freibrief zum Nachgeben gegenüber unerlaubtem, meist unbewußtem Verlangen zu erhalten. Denn diese Strafe wird, weil die Tat aus anderen Motiven entstanden ist, als sie vom Urteilenden unterschoben werden, stets als eine ungerechte Strafe empfunden, und man hat nun eine Straftat zugute. Vor allem aber wird die Strafe als Gewalttat empfunden, und Gewalttat rechtfertigt Gewalttat, die Gewalttat der Gesellschaft also die eigene — begangene und zukünftige. Nicht nur der Henker ist der Lehrer des Mörders.

Es ist unmöglich, im Rahmen eines kurzen Aufsatzes das ganze Problem der Kriminellen und der Kriminalität auch nur einigermaßen klar aufzuzeigen. Soviel aber wird aus dem wenigen hervorgegangen sein, daß es sinnlos, ja höchst schädlich ist, ein Strafvollzugsgesetz zu schaffen, das auf dem Gedanken aufgebaut ist, zu vergelten oder abzuschrecken, in der Tat zu rächen. Daß dies die Tendenz des Gesetzentwurfes ist, geht namentlich aus der Möglichkeit einer Einzelhaft und gar des als Hausstrafe gelassenen Lichtentzugs, dem Käfig und der Fesselung hervor. Was Erziehungsmaßnahmen zu sein vortäuscht, in Wirklichkeit aber dazu dient, auch einen Aktivposten in die pekuniäre Bilanz der Gefängnisverwaltungen einzuführen, die Arbeit entspricht in ihrer heutigen Art keinesfalls Erziehungsansprüchen, sondern ist als geist- und sinnlose Fron nur Dressur- und Quälmittel. In der heutigen Form vermag der Strafvollzug nicht aus Gesellschaftskranken Gesellschaftsgesunde zu machen. Sie bleiben Gesellschaftskranke, d. h. Gesellschaftsfeinde, manche werden auch individuell Erkrankte, seelisch Kranke, Geisteskranke.

---

1) „Geständniszwang und Strafbedürfnis." (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. XVIII.) Wien 1925. Vgl. auch den Artikel von Staub im „Psychoanalytischen Volksbuch". Hippokrates-Verlag, Stuttgart 1926.

„T. Kh."

Beitrag zur psychoanalytischen Bewertung und Behandlung jugendlicher Rechtsbrecher

Von Fritz Kleist

Strafanstaltslehrer an der Jugendabteilung des Strafgefängnisses Breslau

Wir veröffentlichen die folgende Arbeit als wertvollen Beitrag zur Pädagogik des jugendlichen Verbrechers. Der Verfasser sucht mit Hilfe der Adlerschen Individualpsychologie den Fall psychologisch zu verstehen. Leider sind seine Schlüsse in der Hauptsache Konstruktionen nach dem Adlerschen Schema und nicht Ergebnisse einer tieferen psychologischen Untersuchung, wie dies die Psychoanalyse verlangt. Anmerkung der Schriftleitung

I

Der Hüttenarbeiter Th. K. wurde am 1. April 1904 als Sohn des Häuers K. geboren. Während der letzten Monate seiner Schulzeit und nach Beendigung derselben beging er eine Reihe von Wohnungsdiebstählen. Er eignete sich insbesondere Uhren, Gold- und Silberwaren an. Sein Schulbesuch war bis zur Entlassung regelmäßig. Er erhielt ein gutes Abgangszeugnis. Der Vater war im Kriege und die Mutter mußte der Arbeit nachgehen. Wegen der Wohnungsdiebstähle wurde er in die Fürsorgeerziehung eingewiesen. Aus dieser entfloh er nach kurzer Zeit. Nunmehr kam er vor Gericht und wurde am 16. Juni 1919 zu drei Monaten Gefängnis, am 18. Juni 1919 zu drei Monaten Gefängnis und am 16. Juli 1919 zu 15 Tagen Gefängnis verurteilt. Aus diesen Strafen wurde eine Gesamtstrafe von fünf Monaten 15 Tagen gebildet und ihm Bewährungsfrist zugestanden und er, da er Besserung versprach, auch aus der Fürsorgeerziehung beurlaubt. Dies Versprechen gab er jedoch lediglich aus Angst vor dem Anstaltsleben und nicht aus Gründen der Abwendung von seinem bisherigen Leben. Die Eindrücke des Anstaltsaufenthaltes verblaßten, er blieb in seinen alten Lebenskreisen. Besonders verkehrte er in einer berüchtigten Taschendiebfamilie, deren Glieder bis in die jüngste Gegenwart hinein Mitglieder internationaler Banden sind: W., Sch. Der Einfluß der Eltern erwies sich als völlig unzureichend. Der Junge beging eine Reihe von Taschendiebstählen auf den Straßenbahnen und auf den Bahnhöfen von Beuthen, Kattowitz und Gleiwitz. Am Ende des Jahres 1919 wurde er ergriffen und sollte in die Erziehungsanstalt G. eingeliefert werden. Auf dem Transport entwich er. Im Polizeigefängnis zwängte er sich durch das Lampenloch über der Zellentür. Von B. nach L. ging er zu Fuß. Hier überstieg er die Bahnhofsschranke und fuhr als blinder Passagier dritter Klasse nach Gl. Noch an demselben Tag wird er verhaftet, und er erhält wegen der Taschendiebstähle am 18. November 1920 ein Jahr Gefängnis. Die Gesamtstrafe von fünf Monaten 15 Tagen und ein Jahr Gefängnis werden vom Januar 1920 bis zum September 1921 in B. vollstreckt.

Im Alter von $15^1/_2$ Jahren wird er zur Verbüßung einer immerhin langen Strafe eingeliefert. In der Strafzeit sind besondere Vorkommnisse nicht zu verzeichnen gewesen. Er selber behauptet, daß die lange Strafe in ihm eine

Umwandlung bewirkt und daß sie ihn von seiner leichtsinnigen Lebenseinstellung abgebracht und ihm den Ernst der richterlichen Maßnahmen und des Strafvollzuges vermittelt hätte. Er hätte erfahren, daß das Gericht keinen Spaß verstehe, und werde sich hüten, mit demselben noch einmal in Berührung zu kommen! Mit seinen Eltern hätte er die besten Pläne für die Zukunft gefaßt. Sie hätten seine Beurlaubung aus der Fürsorgeerziehung erbeten, ihr Gesuch wäre aber abschlägig beschieden worden. Die Enttäuschung Theodors war groß, als ihn ein Polizeibeamter zur Überführung in die Anstalt abholte. Und sofort waren alle guten Vorsätze vergessen, der Trieb nach Freiheit überwog! Es dominierte der Gedanke, daß die Einbringung in die Fürsorgeanstalt nach Verbüßung einer fast zweijährigen Strafe eine weitere Strafe von vier Jahren bis zum 21. Lebensjahr bedeutete. Von einer Entweichung auf dem Transport kommt er ab, da die Eltern ihm auf dem Transportwege ein „Gesuch" versprachen. Er verblieb zwei Monate in der Anstalt. Als das Gesuch abschlägig beschieden war, entfloh er im November 1921 im Drillichanzug und kam nach dreitägiger Fußwanderung todkrank zu Hause an. Eine Drüsen- und eine schwere Lungenentzündung warfen ihn auf das Krankenbett. Während dieser Zeit will er in mehreren Bittschreiben den Landeshauptmann um Beurlaubung gebeten haben. Er hatte auch Arbeit gefunden und arbeitete auf seinen richtigen Papieren im Sägewerk in B. Er fühlte sich von der Polizei gesucht und verließ unter Zurücklassung der Papiere die Arbeitsstelle. Fortan arbeitete er auf falschen Papieren am Stadttheater in B. Auch hier mußte er die Stelle vor der Polizei, die einen Suchbefehl des Landeshauptmannes hatte, aufgeben. Der Aufenthalt bei seinen Eltern war unmöglich. Er konnte sich nur in der Gesellschaft, in der er früher zu Taschendiebstählen gekommen war, verbergen. Hier sollte er etwas „bringen".

In Gesellschaft eines Älteren, aus dem Verbrechermilieu, drang er in eine Familienwohnung in R-berg ein, deren Tür offen stand. Ein 17jähriger Junge war anwesend. Dieser wurde auf das Sofa geworfen, gefesselt, geknebelt und mit Erschießen bedroht. Eine Waffe führten die Räuber nicht mit sich. Es wurden Kleider geraubt und diese bei einem Althändler verkauft. Des Abends strolchte Theodor in B. Die R-berger Polizei durchstreifte mit dem überfallenen Jungen die Verbrecherstraßen von B., K. wurde angetroffen und noch an demselben Abend verhaftet. Er will auf der Polizei (Polizei der Aufstandszeit, Gemeindewache) geschlagen und mit Füßen getreten worden sein. Nach seiner Einlieferung in das Untersuchungsgefängnis mußte er unter „sofort" einer Krankenhausbehandlung unterzogen werden. Die Akten sprechen von einem eingeklemmten Leistenbruch. Th. gibt an, daß dieser die Folge der Fußtritte sei. Drei Monate nach der Tat wurde er am 10. Mai 1922 wegen Raubes zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Am 22. Dezember 1922 konnte er aus dem Gefängnis entweichen. Er holte mit einem anderen Gefangenen für die Baracke aus dem Stall Kohlen. Der begleitende Beamte wurde abgelenkt. Die beiden Gefangenen kletterten unter Benutzung eines Gefängnisfensters an der Baracke in die Höhe und sprangen von dieser in den Gerichtsgarten ab. K. tauchte wieder in seinem alten Lebenskreise unter. Der Arbeit konnte er wegen Mangel an Papieren nicht nachgehen. Er will sich gesträubt haben, zu stehlen. Er sollte etwas „bringen". Er kam völlig herunter und führte ein Vagabundenleben, indem er sich von schweren Straftaten fernhielt, sich

von anderen ernähren ließ und bettelte. In der Gesellschaft eines auch „Gesuchten" lebte er mehrere Tage von dem, was dieser aus guten Kleidungsstücken im Versatz erhielt. Aber der Hunger blieb nicht aus. Nächtelang irrten sie umher und schliefen im Freien. Sie liehen sich zwei Waffen (Zeitbild aus Oberschlesiens Aufstandstagen), einen Karabiner und einen Revolver, und überfielen in einer dunklen Gasse einen Kaufmann. Der Überfall hatte kein Ergebnis. Th. wurde bei der Tat verhaftet. In der Untersuchungshaft wegen dieses Raubes i. R. verbüßte er die erste Strafe wegen Raubes weiter. Am 13. Juni 1923 stand in der Raubsache i. R. Termin vor dem Schwurgericht an. In einer Verhandlungspause wurde Th. in den „Keller" abgeführt. Mit Hilfe eines Nagels, der ein elektrisches Leitungsrohr hielt, öffnete er die „Brahme" und gelangte durch eine Treppe ein Stockwerk tiefer. Hier drückte er die Füllung einer leichten Holztür ein und stand in der Anklagebank der Strafkammer. Die Tür zum Zuhörerraum war von innen verschlossen, er schloß sie auf und suchte wieder in den alten Verbrecherkreisen Unterschlupf.

Am nächsten Tage besuchte er eine Versammlung, in dieser wurde er sogleich erkannt und festgenommen. Er leistete heftigen Widerstand, warf sich auf die Erde und stieß mit den Füßen um sich. Wegen des tätlichen Widerstandes und wegen der Sachbeschädigung an der Tür zum Strafkammersaal erhielt er eine Gesamtstrafe von einem Jahr Gefängnis. Im September erhält er eine neue Vorladung zur Verhandlung in der Raubsache i. R. Er lag mit zwei Gefährten auf einer Zelle, aus Sicherheitsgründen im vierten Stock. In zwei Nächten durchbrachen sie die Zellendecke über dem Ofen, um auf den Boden des Gefängnisses zu gelangen. Der Mörtel wurde in den Matratzen verborgen, die Öffnung mit einem Stück des Bettlakens überspannt, dieses mit Reißzwecken befestigt und die Ränder mit Zahnpasta verklebt. Bei der Tagesrevision fand der Beamte Mörtel; er ließ sich über dessen Herkunft aber täuschen und bemerkte das Loch in der Decke nicht. Aus vier Bettwäschen wurde ein Seil gedreht, dies an einem Pfeiler des Bodens befestigt und auf die Straße hinabgelassen. In ausreichender Weise hatte man sich gegen die Schupostreifen gesichert! Th. glitt als erster an dem Seil hinunter. Auch der zweite landete, der dritte stürzte aus der Dachhöhe ab, zog sich komplizierte Bein-, Becken- und Armbrüche zu. „Der war wohl zu nervös!" In einer Verbrecherfamilie reinigten sie sich in der Frühe von den Spuren des Ausbruches — Kienruß. Vierzehn Tage ist er „rumgestrolcht", auf der Straße wurde er verhaftet. Er kam in den Arrest. Ein ihm bekannter eingesperrter Schuhmacher konnte ihm durch das Zellenfenster einen Dietrich und ein Messer „zustecken". Die Handschellen streifte er sich ab, mit dem Dietrich schloß er das Gitter auf, mit dem Messer löste er die Schrauben, die den Blechbeschlag an der Zellentür hielten, bog das Blech zurück, um die Türfüllung mit dem Messer auszuschneiden. Vierzehn Tage arbeitete er! Um drei Uhr nachmittags wagte er den Ausbruch! Er streifte die Schellen ab, öffnete die Gittertür und stieg durch die herausgeschnittene Füllung durch die Zellentür und stand im Gefängnis! Mit dem Dietrich öffnete er die Hoftür! Er erbrach den Geräteschuppen, versuchte eine Leiter an die Mauer zu stellen; durch den Arrest war er aber so geschwächt, daß er es nicht schaffte. Ein Beamter überraschte ihn und führte ihn in eine andere Arrestzelle ab! Er wird nach

seiner Angabe wieder gefesselt, diesmal an Händen und Füßen, die Verbindungskette wird angelegt. Aus einem Kettenglied fertigt er sich einen Dietrich, den Mittelbruch des Bartes ritzt er mit einer Nadel. Auf die gleiche Weise versucht er einen neuen Ausbruch! Ein Stück der Türfüllung hat er bereits herausgeschnitten; unerwarteterweise betritt der Arzt die Zelle. Dieser überrascht ihn. Theodor kommt in eine andere Zelle und erhält jetzt die Stangenfessel — Weiwe. Diese setzte ihm gehörig zu, die Gelenke schwellen an, er kann sie nicht abstreifen. Der Staatsanwalt und der Direktor besuchen ihn und er verspricht, keinen weiteren Ausbruch zu unternehmen, und die Fesseln werden ihm abgenommen. Das Schwurgericht verurteilte ihn wegen Raubes i. R. zu fünf Jahren Gefängnis. Aus dieser und der einjährigen Strafe wegen Widerstandes und Sachbeschädigung und aus einer weiteren Strafe von sechs Wochen wegen Sachbeschädigung wird eine Gesamtstrafe von fünfeinhalb Jahren Gefängnis gebildet. Im Frühjahr 1924 erhält er wegen des Ausbruches und wegen Meuterei sieben Monate Gefängnis, und da er einen Beamten falsch bezichtigt hatte, ihm bei dem Ausbruch behilflich gewesen zu sein, im Oktober 1925 eine weitere Strafe von einem Jahr Gefängnis. Aus diesen Strafen wird eine Gesamtstrafe von sechs Jahren neun Monaten wegen Raubes, Meuterei und verleumderischer Beleidigung gebildet.

Die drei Jahre Gefängnis des ersten Raubes wurden vom 10. Mai 1922 bis 8. August 1925 vollstreckt und im Anschluß daran ist die Vollstreckung der Gesamtstrafe von sechs Jahren neun Monaten für die Zeit vom 8. August 1925 bis zum 23. Mai 1932 notiert. Unter Hinzurechnung der früheren Strafe von 20 Monaten sind über ihn elf Jahre fünf Monate Gefängnis verhängt und er sitzt mit einer kurzen Unterbrechung seit Jänner 1920, seit seinem 15. Lebensjahre! Jetzt ist er 23 Jahre alt!

Über seine Gefängniszeit wird in den Vorakten gesagt, daß er dauernd im Gefängnis der Verwaltung viel zu schaffen machte. Am 18. März 1922 wurden bei einer Zellenrevision einem Mitinsassen Streichhölzer und ein Bleistift abgenommen. Der Beamte legte sie auf den Tisch. K. will sie „verschwinden" lassen. Er wird sehr frech und anmaßend gegen den Beamten und wird mit der Entziehung des Brotes und der Bewegung im Freien an drei Tagen bestraft. Im Juni 1922 „pendelt" er Kautabak. Ihm wird die Erlaubnis zum Empfang von Besuch und Lebensmitteln auf vier Wochen entzogen. Am 26. Februar 1923 wird nach seiner Wiedereinbringung ein Dietrich bei ihm vorgefunden. Er wird umgekleidet und erhält zwei Wochen Arrest und Entziehung der Besuchserlaubnis auf sechs Wochen. Am 7. März 1923 wird in der Arrestzelle, in seinem Taschentuch eingeknotet, wiederum ein Dietrich vorgefunden. Er erhält wieder zwei Wochen Arrest und Entziehung des Besuches auf weitere sechs Wochen. Der Untersuchungsrichter ersucht, für eine sichere Bewachung Sorge zu tragen. Am 5. Juli 1923 versucht er im Arrest, sich die Pulsadern aufzuschneiden. Er verbüßte 14 Tage Arrest, wegen Entweichens aus dem Schwurgerichtssaal. Am 28. Juli 1923 schreit, gröhlt und pfeift er zum Fenster hinaus; er erhält zwei Wochen Gefängnis. Am 14. November 1923 wird er beim „Verschieben" von Priemtabak gefaßt. Er benimmt sich „derartig frech" und schimpft, auch auf den Untersuchungsrichter, schlägt um sich und bedroht Beamte. Er erhält eine Woche Arrest. Am 1. Dezember 1923 wird er wegen unerlaubten

Rauchens gemeldet. Am 5. Dezember 1923 schiebt er einem Zellennachbar durch ein in der Trennwand hergestelltes Loch Tabak zu; er erhält sieben Tage Arrest. Am 11. Februar 1924 skandaliert er wegen „zu wenig Essen". Er wird zu drei Tagen Wasser und Brot verurteilt. Am 22. Mai 1924 wird er gemeldet, weil er zum Fenster hinaus geguckt, geraucht und sogar „rausgespuckt" hat. Er wird verwarnt, und die Raucherlaubnis wird ihm auf die Dauer von drei Monaten entzogen. Am 9. Juni 1924 spricht er mit einer weiblichen Gefangenen vom Zellenfenster aus. Er steht auf seinem Schemel und weigert sich, diesen dem Beamten herauszugeben. Er erhält eine Woche Arrest.

Vom September bis November 1923 will er immer gefesselt gewesen sein. Er behauptet, daß er nach dem letzten Ausbruch „obenin" an der Erde angeschlossen gewesen wäre. „Ein schwerer Junge!"

Nach der Gründung des Jugendgefängnisses in W., kam er im Herbst 1924 nach W. Hier äußern sich die Beamten im Juli 1926 aktenkundig über ihn, daß er von B. her bekannt wäre, wo er der Anstalt viel zu schaffen machte. Er sei kein schlechter Charakter, nur leichtsinnig und wäre daher schlechten Beeinflussungen von seiten seiner Kameraden zugänglich gewesen. In der W.-Anstalt hat er sich zur Zufriedenheit geführt. Er versucht in einem Vertrauensposten, in dem er sich seit dem 1. Februar 1926 befand, Gutes zu leisten. Man hätte den Eindruck, daß er seine strafbaren Handlungen ernstlich bereue und ein anderer Mensch werden wolle. Ein anderer Beamter äußerte sich dahin, daß sich K. in dem Stadium eines Menschen befinde, von dem man sagen könne, er sei durch Schaden klug geworden und habe sich „einen Witz gekauft." Die befragten Beamten sprechen sich für eine Strafermäßigung aus und versprechen sich davon einen heilsamen Einfluß auf K's. Persönlichkeitsentwicklung.

II

Wir wissen, daß die stärksten Anregungen für den Ausbau des menschlichen Seelenlebens aus der frühesten Kindheit stammen. K. weiß aus den Erzählungen seiner Mutter, daß er schon als Säugling ein wahrhaftes Sorgenkind seiner Eltern war. Bei jedem Luftzug erkältete er sich. Aus eigener Erinnerung weiß er, daß er sich im fünften Lebensjahre ein Bein an zwei Stellen brach. Er lag in langen Wochen im Bett, hochgeschnallt und sah in seinen Pflegern Menschen, die ihm wehe taten. Er fühlte sich durch die Behandlung von den Schwestern gequält, ihm fehlte die rechte Erkenntnis, daß sie zu seiner Heilung beitragen wollten. Diese Kindheitserinnerung an das Krankenpflegepersonal ist bestimmend für seine Lebenslinie. Alle Menschen, die ihm zu dienen und zu helfen versuchten, sah er mit dem Auge eines Kranken, der in schmerzvoller Behandlung nicht eine Heilmaßnahme, sondern eine Quälerei sieht. Die Schwester, die ihn ins Bett zwingt, das Bein hochschnallt und von ihm verlangt, daß er ruhig liege, ist ein Quälgeist, von der er keine Weintrauben nehmen mag; er wirft sie ihr ins Gesicht. Diese Einschätzung begleitete ihn aus dem Krankenhause in die Schule, in die Fürsorgeerziehung und ins Gefängnis. In allen Menschen sah er mit dem Auge des Hilflosen Quäler. Die Mutter hätte häufig betont, daß er am Kar-

freitag geboren sei. Keine Glocke und kein fröhlicher Ton hatten ihn ins Leben gerufen, und an den Lebenswegen der Karfreitagskinder stände dumpfe Traurigkeit! Die beiden frühesten Kindheitserinnerungen verschmolzen sich. Seine Schulzeit zeigt keine besonderen Auffälligkeiten. Er ist ungezogen und ausgelassen wie Knaben seines Alters. Eine sonnige Persönlichkeit begegnet ihm nicht. Der Vater ist ein ernster und strenger Mensch, der selten straft, dann aber hart, und ernst und unnahbar vor ihm stand. Der Blick des Vaters hielt den Jungen tagelang hindurch in Furcht.

Es kam der Krieg. Die Mobilmachungstage gaben seiner Phantasie lebhafte Anregungen. Der Vater sprach in gemessenen Worten von der Notwendigkeit und von der Pflicht des soldatischen Müssens. In der Brust des zehnjährigen Buben wogen Begeisterung, Hoffnung und Verzweiflung durcheinander. Er hatte gehört, daß die wichtigste Voraussetzung, Soldat zu werden, das „Maß“ sei. Dauernd trug er ein Zentimetermaß in der Tasche, um sein Wachstum zu kontrollieren. Mit den preußischen Ulanen ging er über die polnische Grenze. Er wurde zurückgebracht. Seiner Begeisterung für das Soldatenleben gab die Geschichte der Römer und der Germanen die nötigen Vorbilder. Die Mutter mußte auf Verdienst gehen und kehrte erst abends zwischen zehn und elf Uhr heim. Außerhalb der Schule gehörte der Tag dem Jungen. Er spielte Soldat. Sein Leben wurde unregelmäßig, es ermangelte der äußeren Ordnung. Auch seine Sitten lösten sich auf. Er mußte für die Mutter einkaufen und ständig in der Kette erwachsener Menschen „anstehen“, die dauernd davon sprachen, daß es eigentlich Unsinn sei, stundenlang vor dem Geschäft auf Kartoffeln zu warten, während draußen auf dem Felde genügend wüchsen. Man dürfe sich nicht erwischen lassen. Das Kartoffelholen konnte man gut mit dem Soldatenspielen verbinden. Man brauchte nicht vor dem Geschäft zu stehen, sondern konnte spielen! Er hörte in der Kette, daß der Staat nur gegen die Armen hart und rücksichtlos wäre. Er nahm unbewußt die Anschauung der Menschen an, bei denen nicht der als ehrlos gilt, der sich etwas aneignet, das ihm nicht gehört, sondern der, der sich dabei erwischen läßt. Also darauf kam es an, und darin übte man sich, und darin übte er sich. Und er ließ sich nicht erwischen und wurde ein „kesser Junge“. Er war vielleicht nicht schlimmer als die anderen, die aber mit Ende des Krieges und der Rückkehr des Vaters in geordnete Bahnen zurückfanden. Sein Vater ging als kräftiger Mann ins Feld und kam hager, verkümmert, leidend, früher ernst und streng, jetzt kränklich, gleichgültig, in sich gekehrt, nur nach Ruhe verlangend, zurück. Früher hatte er die Staatsordnung bejaht, jetzt gehörte er zu dem großen Heere der Unzufriedenen. Sein Wunsch war, daß seine Kinder, insbesondere der älteste Junge, Th., sein Leben wirtschaftlich erleichtern möchten. Er sollte Schlosser werden. Er aber wollte Soldat, und zwar Seesoldat werden. Er glaubte in der Schlosserwerkstatt zu ersticken. Sein Vater und der Meister standen vor ihm in dem Bilde des „Krankenpflegepersonals“. Die ungewohnte Ordnung und der Zwang schienen unerträglich, er gehorchte nicht dem Willen der Eltern. Er hätte gearbeitet, wo er hätte sagen können: „Ich will“. Er wollte nicht arbeiten, wo man sagte: „Du mußt!“ Nach drei Monaten Lehrzeit entlief er und wollte sich heimlich davon machen und zur Marine gehen. Die kaiserliche Marine bestand nicht mehr, und er mußte sich mit

der Marine zweiten Grades begnügen. Auf eigene Faust erkundigte er sich. Er sollte 300 Mark einzahlen. Die Mutter unterstützte seinen Wunsch, und der Vater sagte aus Gleichgültigkeit zu, konnte aber nicht die 300 Mark aufbringen. In eine Lehrstelle war K. nicht zu bringen. Er wollte sich die 300 Mark für die Ausrüstung verdienen und arbeitete „Untertage". Bald begriff er, daß er ungefähr zwei Jahre arbeiten müsse, um das Geld aufzubringen. Eine schwungvolle Idealisierung in dieser Arbeit fehlte. Der Vater versuchte, durch alle möglichen Mittel und Vorstellungen den Jungen von seiner Idee abzubringen. Vater und Krankenpfleger identifizieren sich immer mehr. Ihm will er nicht unter die Augen kommen, er täuscht ihn über seine Arbeit und sein Verweilen in der arbeitsfreien Zeit. Er strolchte mit andern herum und verübte Unfug. Es erscheint ihm leichter, das Geld durch Diebstahl zu erwerben, als durch ehrliche Arbeit. Wohl haben Lehrer und Pfarrer ihm gesagt, was Recht und Unrecht ist. Seine Schicht und er sehen aber in ihnen Vertreter des Staates, die für ihre Lehre und Meinung bezahlt werden. Sie werden mit dem Krankenpflegepersonal identifiziert. Er stand in dem Konflikt zwischen den Lehren der Schule und der Kirche und dem Leben, in dem er lebte. Er atmete das Milieu der Gasse und wurde ein Gassenjunge in seiner Vorstellungswelt, in seinem Leben und in seiner Begriffsbildung. Viele seiner Spielgenossen, und manche aus seiner Stromerzeit traf er in Erziehungsanstalten, in den Gefängnissen, und manchen sah er bereits in Zuchthauskleidern wieder. Zur Marine hatte er sich geträumt, um die Welt zu sehen. Jetzt, wo er auf leichte Weise durch Diebstahl Geld in die Finger bekam, verblaßte der Plan, zur Marine zu gehen. Er konnte ja mit Geld die Welt sehen! Er brauchte nicht unter dem Zwange der Soldaten zu stehen. Von der Schlechtigkeit und Gesinnung seiner Lebensführung hatte er keine rechte Vorstellung, weil diese Lebensführung in dem Kreise, in dem er lebte, als die richtige galt.

Gräßlich war sein Erwachen auf der Polizei. Vorführung und Verhör packten ihn. Wie anders fühlte er sich, als das Bild war, das die Großen in prahlerischer Weise von sich über ihre Gefängniszeit gegeben hatten. Polizei, Richter, Gefängnisbeamte schelten, drohen und strafen, und er identifiziert sie mit dem „Krankenpflegerpersonal". Er nimmt die Sache auch nicht für ernst, als er nach kurzer Zeit herauskommt: „Sie haben mich ja freigelassen". Das Ganze ist ja bloß ein Spaß, und er mußte wohl nichts Unrechtes getan haben!

Und doch schlummerte gewiß noch gute Kraft in ihm. Bei der Begehung dieser Straftaten verlangte sein Ehrgefühl gemäß den Anschauungen seines Lebenskreises, daß er alles gerissen anstellte und sich nicht packen ließe. Darin hätte er seine Ehre zu suchen! Daß ein Verbrechen an sich ihn ehrlos mache, der Gedanke kam ihm nicht. Und so war auch die Behandlung bei der Einweisung in die Fürsorgeerziehung — Führung an der Kette durch den Begleiter — dazu angetan, daß dieser Augenblick sich für das ganze Leben in seine Seele eingrub. Die Fürsorgeerziehung wird in ihren Trägern mit dem „Krankenpflegepersonal" identifiziert. Er sieht in der Fürsorgeerziehung keine Wohltat, und es kommt nicht zu einer inneren Wandlung, sondern jedes Wort und jeden Schritt fühlt er als Erniedrigung und in allen Menschen der Fürsorgeerziehung sieht er seine Feinde, entsprechend war

sein Verhalten. Seinen eigenen Willen schaltete man aus, er mußte alles, und nichts ließ man ihn „tun wollen". Überall betonte man, daß er anders werden müsse und immer „muß" und „müssen". Die ganze Mußatmosphäre flößte ihm Angst und Schrecken ein. Die lebendigste Frage ist, wie kommst du hier heraus? Er markierte Tobsuchtsanfälle, schrie und zertrümmerte Fensterscheiben. Er kam auf die Krankenstation und drehte dort denselben Film weiter. Nach seiner Angabe ist nun die Prügelstrafe an ihm vollstreckt worden. Er hätte sich geweigert, sich hinzulegen, und hätte nun Prügel ausgiebig erhalten und nicht nur auf den dafür vorgeschriebenen Körperteil. Angst und Schrecken waren noch größer geworden und das Muß immer stärker und die Identifizierung der Fürsorgeerziehung mit dem „Krankenpflegepersonal" immer deutlicher! Er entfloh und kommt nun 20 Monate ins Gefängnis. Nach keiner Richtung haben ihn diese beeinflußt. Seine Lage empfand er als menschenunwürdig, seine Lebenslinie blieb die gleiche, und er weinte und jammerte vor Schmerz über seine trübe Lage. Er lauschte begeistert der Erzählung der älteren Gefangenen und schenkte ihren Heldentaten vollkommen Glauben und berauschte sich an ihnen für die Zukunft! — Er weinte vor Schmerz und wollte sich in Zukunft vorsehen! Der Gefängnisaufenthalt nahm ihm nicht seine alte Lebensschablone, sondern er blieb ein Schwankender, und er identifizierte auch den Strafvollzug mit dem „Krankenpflegepersonal", brachte man ihn doch aus dem Gefängnis auch noch unmittelbar in die Fürsorgeerziehung. Fürsorgeerziehung ist ihm Einsperrung bis zum 21. Lebensjahr. Gefängnisstrafen haben nach bestimmter und wohl kürzerer Dauer ihr Ende. Im Schneetreiben des Novembers flüchtet er im Drillichanzug und bringt sich an den Rand des Grabes. Er sieht aber nur die Verhältnisse als schuldig an seinem Elend, und in dem Komplex „Krankenpflegepersonal" lebt lediglich die Angst, es regt sich aber keine Spur einer Einsicht. Wie konnte das auch in den Zeiten der Unordnung und Gesetzesübertretung in der Aufstandszeit Oberschlesiens anders sein. Wo war damals der Respekt vor dem Gesetz! Die Polizei suchte ihn. Der redlich denkende Vater will ihn nicht verbergen und verleugnen, er wird mit dem „Krankenpflegepersonal" identifiziert. Fremde Leute nehmen ihn auf. Sie tun das nicht umsonst; er muß für sie im Morast herumwaten. Ohne Verdienst, ohne Arbeit ist er auf schlechte Menschen angewiesen, die aus seiner bedrängten Lage Vorteile ziehen. Es kommt zum ersten Raub. Und in dieser Welt ist das gesetzgegnerische Tun freudvoll betont. Während der Gefängniszeit wird ihm nicht bewußt, was das wirklich Gute und Schöne auf der Welt ist. Das Leben ist ein rein animalisch gerichtetes. Durch den dauernden Umgang in Verbrecher-, Dirnenkreisen ist sein geschlechtliches Triebleben außerordentlich begierig, und auf die geschlechtliche Begierde führt sich sein erster Ausbruch aus dem Gefängnis zurück. Alle guten Lebenskräfte sind in ihm tot. Als Junge hatte er geplant, die Welt zu sehen; jetzt bringt er es nicht fertig, die Heimatstadt zu verlassen. Bei den Eltern darf er sich nicht zeigen, und er will es nicht, denn der Vater redet ja nur, daß er schlecht sei, keine Einsicht habe und alles tun müsse! Die Leute, bei denen er wohnt, verlangen, daß er etwas bringe! Es kommt zum Raubüberfall i. R. Und jetzt beginnt im Gefängnis die Erkenntnis, was seinem Leben Richtung und Ziel genommen und was das Lebensglück seiner Angehörigen zerstört hat. Er übersieht den dunklen Weg der Vergangenheit. Er erkennt seine Lebens-

Leitlinie, doch er vermag noch nicht, sich von ihr zu lösen. Er empfindet die Strafe als Übel und versucht wiederholt, sich ihr durch die Flucht zu entziehen. Er stiehlt nicht mehr, er beichtet seinem Vater seine Einsicht. Doch dieser vermag ihm nicht zu verzeihen. Er sieht ihn mit den Augen des größten Feindes, der sein und seiner Familie Lebensglück zerstörte. Wortlos steht der Vater vor ihm, wortlos wendet er sich von ihm und weist ihn zum Haus hinaus. Er wird ins Gefängnis zurückgebracht und wird gefragt, wer ihm die Ausbrüche ermöglicht hat. Der Vater, die Erziehungsanstalt, das Gericht, die Polizei, der Strafvollzug, sie alle mit ihren Beamten wurden mit dem „Krankenpflegepersonal" identifiziert. Hilfe fand er nur, wenn auch unter Ausnutzung, in den Verbrecherkreisen. Ein Mitgefangener hatte ihm die Flucht ermöglicht, sollte er ihn angeben? Ein Beamter hatte ihn in jener Versammlung erkannt und festnehmen lassen. Den gibt er als seinen Fluchthelfer an. Wohl spürt er bald die Reue und den richterlichen Spruch, der ihn für die verleumderische Beleidigung mit einem Jahr Gefängnis belegt. Er läßt ihn zur Einsicht über seine Torheit kommen.

III

Aus dem Jugendgefängnis W. wurde er zu dieser Verhandlung nach B. transportiert. Er sagte mir vor dem Transport: „Alle meine Straftaten habe ich um eines äußeren Vorteiles willen begangen und nie abgewogen, daß ich dadurch Schaden hervorrufe. Diese Gemeinheit beging ich, um das niedrigste Gefühl der Rachsucht zu befriedigen. Keine meiner schlechten Handlungen liegt mir so schwer auf der Seele, wie diese. Und gerne würde ich vieles opfern, um sie ungeschehen zu machen. Alle meine Taten kann ich schließlich mit meiner Dummheit entschuldigen. Was ich aber meinen Eltern und dem Beamten zugefügt habe, läßt sich durch keine Schuld beschwichtigen. Ich verachte mich deshalb selber und mir brennen meine Schlechtigkeiten auf der Seele. Kein Verzeihen und keine Zeit wird daran etwas ändern können, bis vielleicht ein hartes Leben diesen Makel von mir wäscht!"

Ich sagte mir, wenn ein Mensch, der lange Strafen zu verbüßen hat, wegen einer noch abzuurteilenden Straftat solche Gewissensnöte hat, dann ist noch manches Gute in ihm. Und ich glaubte, den Anfang einer neuen Lebenslinie, den Beginn einer neuen Lebensschablone zu haben.

Er kam zurück, und wenige Tage nach seiner Rückkehr machte ein junger Mann, der wegen räuberischer Betätigung in den Aufstandszeiten noch eine lange Strafe zu verbüßen hatte, während der Turnstunde einen Ausbruchsversuch. K. wurde mir in Verbindung mit dessen Ausbruchsplan genannt. Ich rief ihn vor und erkannte glücklicherweise frühzeitig genug, daß es ihm mit einer neuen Lebenslinie ernst und daß es verhängnisvoll wäre, ihn in die polizeiliche Untersuchung wegen des Fluchtvorhabens des anderen hineinzuziehen. Das war auch nicht nötig, und von dieser Stunde an ist mit K. eine so wesentliche Änderung seines Wesens und seiner ganzen Lebenseinstellung vorgegangen, daß man sagen kann, er hat die alte Lebenslinie verlassen, die alte Lebensschablone abgelegt und eine neue angenommen. An jedem Tage, in jeder Stunde bröckelt etwas von seiner verkehrten Weltanschauung ab, um nach und nach einer besseren, nüchternen und weniger

phantasievollen Raum zu lassen. Nicht durch Muß und Zwang wurde aus dem Phantasten und Gesellschaftsgegner und aus dem Gedankenlosen ein denkender Mensch. Er wurde zur Mitarbeit am Gemeinschaftsleben interessiert, durch Betrachtungen des wirklichen Lebens, durch ungezwungene Hinweise auf das wirklich Gute und Schöne. Und er erlebte Beispiele, die ihn zur Nacheiferung anspornten. Mit bedingungslosem Vertrauen wurde er belastet und dadurch allmählich aus dem üblen Dunst seiner Verkommenheit zum Vertrauen zu sich selber gebracht. Und in diesem Vertrauen stärkte sich allmählich sein Rückgrat. Das ging nicht ohne Schwierigkeiten, das ging nicht ohne Abirren vom Wege, ging ohne manche Stunde tiefer Mutlosigkeit nicht ab. Und er stand manchmal an einem Abgrunde mit der Erkenntnis „zu spät". Nie ist dabei betont worden, daß er sich selber, wie er war und wie er im Augenblicke ist, „sehen solle", daß er „muß", sondern immer ist versucht worden, seinen Willen natürlich und unauffällig zu gewinnen, und die seelische Erschütterung seiner Kindheit, die Identifizierung eines Krankenpflegers mit einem Quälgeist, ist durch eine psychoanalytische Behandlung behoben. Und manche Kraft erhielt er durch den Dichter Paul Barsch, der in seiner jüngsten Entwicklung eine bedeutsame Rolle spielt, der sich ohne Schuld schwerer und mühsamer hat durchringen müssen als K.! Und er gab K. den Glauben an sich und die Menschheit wieder! Seine Worte, von tiefer Menschlichkeit und feinster psychologischer Einfühlung gesprochen, gaben ihm den Mut, den im Sterben liegenden Vater um Verzeihung zu bitten. Jeder Brief von zu Hause brachte eine schlimmere Nachricht und eine unausgesprochene Anklage. Vater lag im Sterben! K. war im Begriff seelisch unter diesem Ausgang seiner Lebenswirrnis zusammenzubrechen und die Worte „zu spät" zu schreien. Es erschien im Interesse einer heilpädagogischen Behandlung richtig, auch das Ausscheiden des Vaters aus der Identifizierung mit dem „Krankenpflegepersonal" vorzunehmen. Der Strafanstaltsdirektor setzte sich über alle entgegenstehenden Bedenken aus feinem psychologischem Verständnis hinweg, um durch einen außerordentlichen Vertrauensbeweis K. mit seiner neuen Lebenslinie enger zu verbinden. Er befürwortete ihm bei der Staatsanwaltschaft einen Urlaub zum Besuche des sterbenden Vaters, und auch hier zeigt sich stärkstes psychologisches Verständnis. K. durfte frei und ohne jede Aufsicht an das Krankenbett des Vaters reisen. Er konnte den Überfallenen aufsuchen, um dessen Verzeihung zu erlangen, auch die Vergebung des beleidigten Beamten erreichen, und der Oberstaatsanwalt empfing ihn! Sie alle scheiden fortan aus dem Komplex „Krankenpflegepersonal" aus! Sie sind nicht Menschen, die ihn quälen und strafen und peinigen, sondern die ihm helfen wollen. Auch sein Vater löst sich aus diesem Komplex. In dunkler Stube saß er während der ganzen Nacht in Antwort und Gegenantwort bei seinem Vater. Nur leise konnte dieser noch sprechen. Am nächsten Tage konnte er kein Wort mehr hervorbringen. Er wurde besinnungslos und ist, ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen, gestorben! Seine vergebende Hand hat auf dem Scheitel des Sohnes geruht! Voller Ergriffenheit schreibt dieser mir und einem Studenten, der im Gefängnisdienst aus wissenschaftlichen Gründen tätig ist, über die Aussöhnung mit seinem Vater. In dem Tode des Vaters sieht er nicht eine Folge staatlicher Gewaltmaßnahmen, sondern jetzt seine Schuld, und aus dieser Schuld erwächst ihm die Notwendigkeit, fortan

an Vatersstelle in der Familie zu stehen. An dem Tage, an dem der Urlaub abläuft, stirbt der Vater. Der Sohn sucht bei der Staatsanwaltschaft keinen Nachurlaub nach, sondern kehrt pünktlich zur festgesetzten Minute von der Leiche des Vaters und der Not der Familie auf fünf Strafjahre ins Strafhaus zurück! Das war wohl die schwerste und fühlbarste Strafe, die ihn traf, die er sich als selbstverschuldet bewußt auflud! Dieser Urlaub war von seiten des Strafvollzuges und der Strafvollstreckung gewiß eine Probe auf seine Zuverlässigkeit. Sie war uns aber mehr! Sie war uns eine Heilmaßnahme im Sinne analytischer Psychologie. Für ihn war es eine Kraftprobe, und ich glaube es ihm, wenn er mir berichtet, daß die alten Geister viel in seinem Inneren flüsterten. Sie forderten nicht mehr wie früher, ihre Stimme war ein leises Raunen geworden! Aber sie sind keine zwingende Macht mehr! Von außen her sind aus den Kreisen seines früheren Umganges Versuche an ihn herangetreten, die es als seine vornehmste Pflicht bezeichneten, nicht mit dem Ablauf des Urlaubes in das Gefängnis zurückzukehren, sondern im Sterbehause seine Pflicht zu tun! Ihre Lebenslinie ist nicht mehr seine; denn er hat in seiner neuen Lebensschablone eine eigene Ausgestaltung und eigene Meinung über Pflichten. Und ihm ist Schuld Schuld, ob selbstverschuldet oder nicht. Niemand kann ihn davon frei machen als er selber! Daß der Strafanstaltsdirektor ihm nach der pünktlichen Rückkehr aus dem Urlaub einen Beerdigungsurlaub von fünf Tagen gewährte, ist K. sicherlich von besonderer Bedeutung dafür gewesen, den Komplex „Krankenpflegepersonal“ weiter zu bereinigen und an andere, auch beamtete Menschen, und an sich zu glauben! Und ich glaube ihm, daß er in der Erinnerung an das Vergangene ersticken will, daß er aber aus dieser Vergangenheit endgültig in die neue Lebensschablone hineinwill!

Alle Erscheinungen seines Lebens standen miteinander in dem untrennbaren Zusammenhang „Krankenpflegepersonal“. Sie waren aber dem Gesetze der Gemeinschaft unterworfen! Und er strebte nach Macht und Überlegenheit! Wir konnten sehen, daß sein überlegtes Ziel im Verhältnis mit seinem neuen Gemeinschaftsgefühl ihn aus diesem Komplex herausführten und zu einer neuen Lebenslinie wurden.

Diese Erkenntnis seiner Entwicklung erscheint unwiderleglich und ist der erste Wegweiser für sein ferneres Verhalten und das der Gesellschaft, die Menschenkenntnis als Wissenschaft zur Menschenrettung beachtet!

Phobie eines zweijährigen Kindes

Von Dr. Max Levy-Suhl, Berlin-Wilm.

I

Am Montag, den 28. Februar 1927, erschienen Mutter und Großmutter der in zehn Tagen das zweite Lebensjahr vollendenden Helga in meiner Sprechstunde. Sie berichteten in großer Besorgnis, daß das Kind in der vergangenen Nacht um 1/24 Uhr mit einem furchtbaren Angstschrei

aufgewacht und seitdem in einem nicht zu beschwichtigenden Angstzustand geblieben sei. Das Kind habe, wie schon öfter zuvor, in der Nacht verlangt, aus seinem Bettchen heraus und zur Mutter genommen zu werden; diese, weil sie sich sehr müde fühlte, gab das Kind nach kurzer Zeit hinüber zum Vater. Es war, neben ihm liegend, zirka eine Viertelstunde eingeschlafen. Erwacht, kroch es mit dem Ausdruck des Entsetzens an das obere Bettende, zog die Beine eng an den Körper und deutete nach der Bettdecke, bzw. unter die Bettdecke mit den Worten: „Die Mischekatze." Sie wehrte sich mit aller Kraft, unter die Bettdecke genommen zu werden, verlangte aus dem Bett heraus, wollte aber auch nicht in das Bett der Mutter, sondern fürchtete überall, auch in den Ecken des Zimmers, daß die Mischekatze an sie herankomme. Dem Vater blieb nichts übrig, als mit dem Kind ins Nebenzimmer zu gehen und bis zum Morgen unter ständigen Beruhigungen umherzuwandeln, denn auch dort wollte es nicht sitzen, aber äußerte auch Angst, wenn er es an sich drückte. Warum nicht Versuche gemacht wurden, das Kind durch die Mutter zu beruhigen, vermochte ich nicht festzustellen. Auch am nächsten Morgen noch war das Kind „wie aus Rand und Band", und nur im Zimmer der befreundeten Nachbarin in der gleichen Wohnung beruhigte es sich solange, bis die Mutter mit ihm zur Säuglingsfürsorgestelle gehen konnte. Auch dort bestand vor dem Arzt noch die Angst, und es wurde der Rat erteilt, einen Nervenarzt aufzusuchen.

Es ist wesentlich und den symbolischen Sinn der Katzenangst beweisend, daß sich das Kind, wie schon zu Hause festgestellt war, vor Katzenbildern, einer Porzellankatze und, wie später erprobt wurde, vor einer wirklichen Katze *nicht* fürchtete, daß also etwas anderes, ein an die Katze nur irgendwie erinnerndes Gefühl oder Erlebnis in ihm die Angst erzeugt haben mußte.

Auf dem Wege zum Arzt wurden die Großeltern aufgesucht. Auch hier wollte sich das Kind nicht hinsetzen, und besonders schien es die *Plüschsessel* zu fürchten. Nur wenn der Großvater das Kind umhertrug, beruhigte es sich ein wenig. Nachdem es sich vorher fragend versichert hatte, daß hier keine Mischekatze sei, verhielt es sich in meinem großen, hellen *Sprechzimmer*, während Mutter und Großmutter ins Nebenzimmer geschickt waren, ganz unbefangen, gab mir Antwort, interessierte sich für alle Gegenstände und bezeichnete sie mit Namen; das gleiche Verhalten zeigte es zur Überraschung der Angehörigen auch in dem kinderärztlichen Sprechzimmer meiner Frau.

Ich füge hier ein, daß das Kind überdurchschnittlich intelligent war, einen guten Wortschatz und eine ungewöhnlich gute Aussprache hatte. Es war zutraulich, kümmerte sich wenig um die Mutter und schien am liebsten hier verweilen zu wollen. Ich hielt es, ohne Zustimmung der Eltern, von anderen Schwierigkeiten abgesehen, für nicht angängig, trotz relativer Reife das Thema der Angst, bzw. der Katze mit dem

Kinde analytisch zu erörtern. Aber wir rieten nach allgemeiner Beruhigung dringend, das Kind zunächst aus dem Haus zu entfernen, bei den Großeltern unterzubringen und selbstverständlich auch die Gewohnheit, sich ins Bett nehmen zu lassen, künftig zu unterdrücken, ja, sogar das gemeinsame Schlafen in einem Zimmer zu vermeiden. Wegen der Zartheit des Kindes in körperlicher Hinsicht wurde Höhensonne angeordnet.

Im Hause der Großeltern hat sich die Angst, die immer wieder nur geäußert wurde in Bezug auf eine Mischekatze, sehr schnell abgeschwächt und allmählich verloren. Nach etwa 14 Tagen wurde das Kind wieder nach Hause genommen und bezog mit der Mutter bald darauf eine ländliche Sommerwohnung, wo es die gute allgemeine Fortentwicklung auch weiterhin noch zeigen soll. Über die Phobie hören wir weiter unten.

II

Es liegt nahe genug, aus der ganzen Situation die Wirkungen eines „Ödipuskomplexes" als Grundlage zu vermuten. Die verständige Großmutter berichtet, daß ihr Sohn eine besonders starke Behaarung am Körper habe, die, wie sie meint, das Kind erschreckt hätte, und daß hieraus die Bezeichnung Mischekatze sich herleite. Der Vater hat mir später auch berichtet, daß schon in jüngerem Alter das Kind einmal beim Anblick des haarigen „Oberschenkels" interessiert gesagt habe: „Der Wauwau." Es bleibt aber unverständlich, warum nicht schon früher, da das Kind schon öfter im Bett des Vaters gewesen war, Beunruhigungen instinktmäßig wirkender Sexualität sich gezeigt haben. Man könnte glauben, daß jetzt erst, kurz vor dem zweiten Lebensjahr, die biologische Reife es zu solchem Erleben befähigt habe.

Es muß ferner gefragt werden, warum aus dem Schlaf heraus in jener Nacht der Angstanfall erfolgte. Auch hier läßt sich nur vermuten, daß eine vorausgegangene spezifische Anregung am Körper des Vaters im Zustand des Traumes erotische Bereitschaften mobilisierte, die unter der Wirkung eines Verbotes als Angst sich entäußerten. Wie weit dabei die Angst dem allgemeinen metaphysisch Unheimlichen und Unfaßbaren, das ja zum tiefsten Wesen menschlichen Sexualerlebens gehört, zuzuschreiben ist, wie weit etwa durch den Ödipuskomplex bedingte Schuldgefühle beteiligt sein können, ist zunächst nicht zu entscheiden; aber es lag nahe, an die Nachwirkung eines erlauschten Erlebnisses im Sinne der „Urszene" im Schlafzimmer der Eltern zu denken.

Eine weitere Nachforschung ergab jedoch, daß in diesem Falle eine andere Urszene mindestens starken Anteil gehabt haben muß.

III

Das Kind hatte ein 19jähriges Kindermädchen, Franziska, die an dem betreffenden Montag, als sie von der nächtlichen Szene hörte, auf einen

Hinweis erklärte: „Nun werde **ich** wohl noch schuld haben“, und, während die Mutter sich einen Augenblick entfernte, das Haus verließ und sogar ihr Gehalt preisgab. Sie ließ mitteilen, daß sie eine „Bandwurmkur“ machen müsse. Schon vorher hatte sie eine Äußerung fallen lassen: „Man muß sich ja vor dem Kind schon ordentlich in acht nehmen.“ Acht Tage zuvor war sie, am Tage, zu ihrem Schatz, einem Metzgerburschen, der in der Nachbarschaft wohnte, mit dem Kind gegangen. (Sie hatte renommistisch zu der Mutter einmal gesagt: „Wenn ich zu meinem Otto hinkomme, dann muß ich immer ran.“) Das Kind hatte nach dem Besuch immer wieder erzählt: „Onkel Otto, Franzi, Bauch patsche, bische, bische (womit sie auch sonst die Geschlechtsgegend bezeichnet). Diese Erzählung erschien ihr von einer besonderen Wichtigkeit, und wir dürfen wohl annehmen, daß die Sexualangst vor der Katze ihren letzten Anstoß aus dem Erlebnis Franzi-Otto, das zu berichten das Kind sich bemühte, erhielt.

Eine vollkommene Befreiung des Kindes von seiner „Nervosität“ ist bis jetzt keineswegs erfolgt, wie die Eltern selbst erkennen. So äußert es in dem Sommersitz zeitweise einen, wenn auch leichten Angstzustand, wenn eine große dicke Fliege herumkrabbelt oder auch eine Ameise in der Nähe kriecht, und auch in der Nacht reagiert es stärker wie andere Kinder auf Geräusche und Lärm. Aber die schwebende sexuelle Angst wirkt sich auch noch direkt aus. So berichtet die Mutter, daß das Kind von der Tante im Sommeraufenthalt verlangte: „**Beiß mich doch ins Bäuchelchen!**“ und, wie auf Drängen zugegeben wird, daß das Kind eigentlich forderte, sie in die **Geschlechtsgegend** zu „beißen“. Dem Vater ist mit Recht auffällig erschienen, daß das Kind, wenn er zu Besuch kommt, ihn übermäßig stürmisch umklammert, sich fest an ihn drückt und sagt: „Papali, ich hab dich lieb“; jedoch wird auch die Mutter, wie sie sagt, bisweilen ebenso von Helga bestürmt.

Zum Verständnis des Gemütszustandes des Kindes füge ich noch hinzu, daß es schon vor dem Ereignis stark zu Liebes- und Schuldgefühlen neigte. Wenn es getadelt wird, so tut es Abbitte und ruht nicht eher, wie die Eltern sagen, bis man ihm förmlich verziehen hat; es ist im übrigen sehr fügsam, feinfühlig und leicht zu lenken.

Welche theoretische Folgerung man auch im Sinne Freuds ziehen mag, die Tatsache einer sexual bedingten phobischen Erkrankungsmöglichkeit in einem so frühen Lebensalter ist durch dieses Beispiel erneut belegt und erfordert erneut die Beachtung aller pädagogisch interessierten Kreise; aber es ergibt sich auch daneben ein theoretischer Hinweis darauf, daß in solchen Fällen die Theorie der Individualpsychologie, mag sie auch ihr großes Anwendungsgebiet haben, mit ihrer Einschätzung der sexuellen Triebkonflikte als Nebenkriegsschauplatz eines Geltungsstrebens nicht ausreichen kann.

Unterwürfigkeit

Von Dr. Gustav Hans Graber, Bern

Unterwürfigkeit ist kein besonders auffallender Kinderfehler.

Kinderfehler? — Ich höre die schrille Stimme des Schulmagnaten: Wie? Sie zählen die Unterwürfigkeit zu den Kinderfehlern? Sie wollen eine der schönsten Tugenden des Kindes . . .? Das kann Ihr Ernst nicht sein! Das Kind soll sich nach meiner Meinung bedingungslos seinen Erziehern unterwerfen. Du sollst Vater und Mutter gehorchen! Dieses Gebot allein verbürgt uns einen guten, staatsbürgerlich gesinnten Nachwuchs. Sie wollen doch gewiß nicht Anarchisten großziehen! Unterwerfung ein Fehler, vielleicht gar eine Krankheit! Nein, das ist wider alle Vernunft. Das stellt die Welt auf den Kopf. Sie machen sich lächerlich!

Ich weiß nicht, vielleicht hat mein lieber Herr Kollege und Antipode unter den Lesern zustimmende Freunde. Sie können sich das Weiterlesen ersparen, denn mein „Fall", über den ich berichten will, wird nicht ihr „Fall" sein.

Die Eltern eines neunjährigen Jungen, namens Kurt, der übers Jahr die Aufnahmeprüfung in eine Mittelschule bestehen soll, suchen bei mir Rat. Kurt leistet wenig in der Schule, ist stark tagträumerisch veranlagt und bringt wenig Willen und wenig Energie auf. Die Eltern sind verzweifelt. Sie verstehen die Charakterentwicklung Kurts um so weniger, als sie ihn nach modernen Grundsätzen glauben erzogen zu haben. Körperlich wurde er nie ernstlich bestraft. Er genoß die beste Pflege und hatte in den Eltern ein schönes Beispiel der Arbeitsamkeit.

Kurt erweist sich bei meiner Untersuchung[1] als ein Knabe mit starker Intelligenzstörung und geringer Impulsivität. Die logische Funktion ist stark abgeschwächt. Der Drang, nach außen zu leben, sowie die Ichbildung scheinen verkümmert. Dagegen zeigt der Knabe eine ungewöhnliche affektive Suggestibilität.

Als weitere Eigenart Kurts fällt auf, daß er ungewohnterweise mehr an seinem Vater als an der Mutter hängt. Zu der drei Jahre älteren Schwester zeigt er eine typisch ambivalente (zuneigend und ablehnend zugleich) Einstellung.

Am Schluß der ersten Besprechung nach Träumen gefragt, will sich Kurt an keine erinnern können. Er erklärt:

„Am Abend lege ich mich immer auf die rechte Seite, damit ich nicht träume oder nachtwandle. Denn wenn man Unangenehmes träumt, möchte man gerne erwachen, und wenn man nachtwandelt, wäre es auch besser, wenn man erwachen würde."

Träumen und Nachtwandeln wecken den Wunsch nach dem Erwachen. Das möchte Kurt vermeiden. Er liebt das Schlafen. Er ist auch tags

---

1) Psychodiagnostischer Versuch nach Hermann Rorschach.

eher ein Schläfer. Er meidet alle Bewußtseinssteigerung. Der Trieb nach dem „Großseinwollen“, der den Knaben besonders eigen, ist bei ihm kaum entfaltet. Nach außen gerichtete aggressive Regungen sind kaum bemerkbar.

Er äußert sich:

„Ich spiele nicht gern mit größeren Kindern. Die Kleinen machen, was man will, aber die Großen weigern sich schon. Mit den Kleinen kann ich mich besser unterhalten. Manchmal ist es zwar langweilig, wenn man wegen der Kleinen daheim bleiben muß. Aber ich würde sagen: Geht nur aus, ich bleibe schon bei ihnen daheim!

Ich hörte einst eine Frau, die sagte: Ich bin kindermüde. — Ich würde das nie sagen.

Ich möchte jetzt noch klein sein, weil es schöner ist, wenn man noch klein ist. Wenn man größer ist, hat man einen nicht mehr so lieb. Wir haben noch eine Photo von mir, als ich noch ganz klein war. Die sehe ich immer an und denke, wenn ich nur jetzt noch so klein wäre, da könnte ich allerlei machen.“

Die Tendenz, klein zu sein, in der Gesellschaft der Kleinsten zu verbleiben, offenbart sich auch darin, daß Kurt sich noch ein kleines Schwesterchen wünscht.

„Wenn ich noch heute abend so ein Schwesterchen kriegte! Wenn ich ein Schwesterchen kriegte, ich gäbe es nicht gegen die ganze Welt.“

Das ist die bewußte Seite von Kurts Weltflucht und Regression (Rückkehr in frühere Entwicklungsstadien).

Unbewußt erstrebt er die Rückkehr in den Mutterleib. Die Träume äußern diese Tendenz in symbolischer Form. Er träumt:

„Ich lief einmal abends fort in ein Haus. Ich stieg in den Lift. Als ich auf den Knopf drückte, stieg der Lift. Er fährt bis zu oberst. Wie ich wieder hinunterfahre, ist plötzlich meine Schwester Rosa bei mir. Nun fuhren wir zusammen immer hinauf und hinunter, bis schließlich das Seil riß und wir hinunterstürzten.“

Kurt gefällt es außerordentlich im Lift. Er fährt bis zu oberst. Dort schläft seit einiger Zeit seine Schwester in der Mansarde. Er fährt also zu ihr und holt sie. Das Haus hat 27 Stöcke ($2 + 7 = 9 =$ die Hausnummer der elterlichen Wohnung). Kurt möchte selbst gerne bei Rosa in der Mansarde wohnen. Früher hatten die Geschwister ein gemeinsames Schlafzimmer. Damals konnte er mit Rosa noch allerhand „machen“. Einmal z. B. erwachte er und stieß Rosa einen Grashalm in die Nase hinauf. Das kitzelte sie. Ein andermal schlüpfte er unter das Bett der Schwester und gab der Matratze, dort wo Rosa den Rücken hatte, einen Stoß. Rosa erschrak und schnellte wie ein Fisch in die Höhe. Rosa ist eigentlich die einzige Person, gegen die Kurt gelegentlich noch Aggressionen zu äußern wagte. Sie haben unverkennbar sexuellen Charakter.[1]

---

1) Der Traum vom Lift ist nicht nur eine symbolische Darstellungs der Mutterleibsregression, sondern auch des inzestuösen Verkehrs zwischen den Geschwistern.

Jedenfalls war es viel schöner als Rosa noch mit ihm im selben Zimmer schlief, deshalb wünscht Kurt diese Zeit wieder herbei. Die Liebesbezeugungen gegenüber der Schwester hat er vorläufig nicht verraten.

Die ambivalente Einstellung zur Schwester zeigt sich typisch in folgenden Sätzen:

„*Wir gingen oft abends früher ins Bett, damit wir noch spielen konnten. Das war schön. Zwei Monate lang machten wir so allerhand Sachen am Abend. Ich war immer lieb mit Rosa und zankte nie und machte immer alles, was sie von mir verlangte. Wenn sie von der Schule kam, so gab ich ihr immer die Hand . . . Wir haben nicht immer Frieden. Manchmal zanken wir auch. I c h b i n m e i s t e n s s c h u l d. Ich weiß, wie man es macht, daß Rosa ‚hitzig' und bös wird. Ich necke sie mit Stielchen, mit Pflaumen — und Besenstielen. Ich stoße sie auch am Rücken.*"

Die Vermutung, daß der Aufenthalt mit der Schwester im Lift den Aufenthalt im Mutterleib symbolisiere, ist hier noch gewagt. Sie wird aber zur Wahrscheinlichkeit, sobald wir den nächsten Traum Kurts und seine Einfälle vernehmen:

„*Richard* (ein jüngerer Knabe) *hat ein Auto. Es war das schönste der Schweiz, ein Vierplätzer. Ich fragte, ob ich auch fahren dürfe. Er sagte ja. Ich fragte, wie es laufe, und ich sah, daß es mit Benzin und Öl lief. Ich fuhr die O . . . straße hinauf und hinunter. Unten stand ein Polizist mit zwei Frauen. Ich konnte wegen ihnen nicht vorbei und fuhr an einen Pfosten und erwachte.*"

Der Traum gefällt Kurt noch besser als derjenige mit dem Lift. Er ist gerne in einem geschlossenen Raum. Er sagt:

„*Es kann einem da nichts geschehen, wenn es blitzt und hagelt und regnet. Ich bin auch gerne in der warmen Stube oder in der Kirche. Papa ist gleicher Meinung. Als ganz klein war ich einmal in einem Eisenbahnwagen. Am liebsten bin ich in etwas drin, wo man auch fahren kann. Im Auto, das geschlossen ist, bin ich am liebsten. I c h w e i ß n i c h t, w o d r i n i c h a l s g a n z k l e i n w a r. Bevor ich auf die Welt kam, war ich wahrscheinlich nirgends.*"

Es folgt nun eine lange Entwicklung von Geburtstheorien. Die Frage, wie er zur Welt gekommen sei und wo er vordem gewesen, beschäftigt ihn während mehrerer Sitzungen.

Die Fahrt im Lift und im Auto führt den Knaben wirklich auf die Urfahrt im Mutterleib zurück.[1]

Inwiefern hängt nun die Regressionstendenz mit der Unterwürfigkeit zusammen? — Ich will nicht den primären Ursachen der Regression, die ein allgemein menschlicher Trieb ist, nachgehen, sondern bloß zeigen, welche neurotischen Formen sie bei Kurt annimmt und wie die Unterwürfigkeit aus ihr resultiert. Letztere ist also bloß eine Folgeerscheinung (wenn auch die nachfolgende Darstellung eher ein umgekehrtes kausales Verhältnis vermuten läßt).

1) Die Rückkehr in den Mutterleib als Zwilling (mit der Schwester) ist eine in Träumen und Mythen ziemlich häufige Erscheinung.

Wir wissen, Kurt hat die Gesellschaft der größeren Kinder gemieden. Er erzählt in diesem Zusammenhang ein Erlebnis aus dem fünften Lebensjahr:

„Ich sah einen größeren Knaben mit einem kleineren spielen und hörte, daß der größere sagte: Du bist ein dummer Aff! Ich wollte den kleineren beschützen und sagte: Du bist ein Böser! Da kam der Große auf mich zu und schrie mich an: Was bin ich? Und ich antwortete rasch: Du bist ein Lieber! — Vielleicht habe ich noch mehr solche Sachen gemacht."

Die Aggression, die übrigens nicht einmal eine ursprüngliche ist, sondern bereits im Dienste des Mitgefühls steht, wird sofort umgewandelt in eine unterwürfige Liebesbezeugung.

Kurt erinnert sich an einen früheren Traum:

„Ein Herr schickte mich zu einem anderen Herrn. Er machte mir die Faust. Ich war aber e x t r a f r e u n d l i c h gegen ihn, weil ich Angst hatte, er könnte mir etwas machen."

Einfälle: *„Er hätte uns sonst vielleicht eingesperrt . . . Ich habe früher gerne Kommissionen besorgt, aber ich habe wahrscheinlich schon die halbe Zeit etwas anderes gebracht, als was die Mutter mir auftrug."*

Wir sehen, daß der unterdrückte Haß nach außen nicht restlos in Liebe umgewandelt wird, sondern daß er sich teilweise gegen das Ich richtet, das denunziert wird.

Kurt, der selbst keinerlei Streiche verübt, hat sich sogar einen Knaben zum Freund erwählt, von dem er aussagt, er mache stets Streiche und gäbe dann andere dafür an. Kurt begibt sich also unbewußt in Situationen, in denen sein Trieb nach Regression und Unterwerfung befriedigt wird, denn er ist natürlich dann derjenige, der vom Freund beschuldigt wird. Wir erinnern uns, daß Kurt auch gegenüber seiner Schwester bereits die Stellung des Märtyrers annahm, indem er sich mit der Schuld an jedem Zank belastete.

In der 12. Stunde der pädagogischen Analyse erzählt Kurt folgenden Traum, der bereits insofern einen Heilerfolg ankündigt, als die gegen das Ich gewendeten, unbewußten Feindseligkeiten wieder der Außenwelt zugewendet werden:

„Ich konnte etwas in der Schule nicht. Ich mußte zum Pult hervor. Der Lehrer „strubelte" (an den Haaren ziehen) *mich. Ich war e x t r a f r e u n d l i c h, bis er mich nicht mehr strubelte. Vor Wut sagte ich: Ich kann die Rechnung doch nicht machen! Da ging der Lehrer durch das Gänglein nach hinten, denn er meinte, ich werde ihm etwas tun."*

Der Traum gefällt Kurt nicht. Wir begreifen es. Kurt fühlt, daß er wieder den Lebenskampf mit der Welt aufnehmen muß, der Welt, die er bereits glaubte überwunden zu haben. Lustig erscheint ihm, daß der Lehrer davonlief.

Kurt äußert sich in seinen Einfällen:

„Das war wieder so etwas wie damals mit dem Knaben, dem ich erst sagte, er sei böse und dann, er sei lieb. Ich hätte lieber wieder einen Traum

gehabt, wo man in etwas drin ist (Regression). *Ich habe noch nie Ähnliches geträumt. Der Lehrer „strubelte" mich kräftig* (Hemmung). *Von unserer Magd wurde ich fast jeden Tag ‚gestrubelt' und sie schloß mich ganze Stunden ins Badezimmer und ließ dann unser Grammophon laufen und tanzte. Ich weinte immer, wenn Papa und Mama fortgingen. Ich war damals etwa vier Jahre alt. Ich wußte, daß sie mit mir machte, was sie wollte. Sie gab mir auch Schläge. Sie sperrte mich ein, damit ich nichts sehe und nichts sage. Sie boxte mich auch und gab mir Fußtritte. Ich habe nie etwas gesagt, daß sie hätte mit mir böse sein können. Ich habe auch meinen Eltern nie etwas gesagt, damit sie nicht fort müsse, denn sonst hätte sie mich schuld gegeben, wenn sie nichts mehr verdient hätte. Sie hätte mich dann nur noch mehr geschlagen."*

Bei diesem Verhältnis zur Magd, bei dem die Angst sogar die Möglichkeit der Hilfe durch die Eltern ausschaltete, wuchs natürlich die Anlage zur Unterwürfigkeit sich zum festen Charakterfehler aus. Kurt ist von da an, wie er selbst ausführt, immer gegen die Menschen, die Unangenehmes gegen ihn im Schilde führen, „extra freundlich". Er ist überzeugt, daß man nur „extra freundlich" ist, wenn jemand Größerer da ist, aber sobald jemand da ist, der kleiner ist, ist man nicht mehr freundlich, da ist dann der Kleinere freundlich. Mit Polizisten ist man natürlich nach seiner Meinung stets freundlich.

Interessant ist auch, was Kurt zum Wutanfall in der Schule (den er in der Analyse mit heftigen Affekten abreagierte) sagt: *„Ich war zum Glück noch nie ganz recht in der Wut, denn wenn einmal jemand recht wütend ist, so kann er einen anderen Menschen ‚wie nichts' töten, und zwar mit Zwicken und Boxen und Fußtritten."*

Das Töten der „andern" wird in der Rückwendung zum Töten des Ichs. Die Unterwürfigkeit ist also nichts anderes als eine versteckte Huldigung an die Todestriebe. Erfolg im Leben ist in dieser Perspektive ein Verbrechen an den Mitmenschen und muß unter allen Umständen vermieden werden.

Kurt zeigt in diesem Stadium der Analyse bereits deutliche Anzeichen einer neuen Einstellung gegenüber dem Leben. Er fängt an, gegenüber der Mutter vermehrte Liebesbedürfnisse zu äußern. Der Vater glaubt zu bemerken, daß Kurt sich ihm gegenüber selbständiger, sogar leicht aggressiv, beträgt. (Das Verhältnis zum Vater war wahrscheinlich ebenfalls von der unterwürfigen Liebe beeinflußt.) Die Hausaufgaben der Schule, für die Kurt sonst stets die Eltern stark in Anspruch nahm, macht er immer mehr aus eigener Kraft. Im Bade, wo ich Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten, macht er kühne Sprünge und balgt sich gehörig mit seinen Kameraden herum. Er zeigt auch deutlich das Begehren, in Gesellschaft der „Größeren" zu sein.

Damit, daß die Unterwürfigkeit Kurts wieder zur Aggression und zur progressiven (vorwärtsstrebend) Betätigung umgeschaltet wurde, war natürlich das seelische Gleichgewicht noch nicht hergestellt. Es galt dann noch, die nach außen gewendeten Aggressionen mit den Erosquantitäten auszubalancieren.

Ein Kind will wissen, woher die Kinder kommen

Von Dr. Imre Hermann (Budapest)

Anna ist ein kleines Mädchen von vier Jahren. Sie besitzt ein um zweieinviertel Jahre jüngeres Schwesterchen, das gerade am Weihnachtsfeiertag geboren wurde. Anna sah die Kleine zuerst im Sanatorium, wo sie die Mutter noch liegend fand. Doch schenkte sie dem Umstand nicht viel Beachtung, ihre ganze Aufmerksamkeit galt dem Baby und den Verrichtungen, die mit ihm vorgenommen wurden. Eine heftige Gemütserregung erfolgte nur, als sie — schon zu Hause — das Baby zuerst an der Mutterbrust trinken sah: ihr schluchzendes, abwehrendes Weinen beruhigte sich erst, als der Vater ihr versicherte, das Baby esse die Mama nicht auf. Seitdem wurde es ihr, teilweise direkte, noch mehr indirekte Fragen beantwortend, schon öfter gesagt, daß das Kind im Bauch der Mutter heranwachse und bei der Geburt aus der Mutter herauskomme: sie schien diese Aufklärung ziemlich gleichmütig hinzunehmen.

Knapp vor ihrem vierten Geburtstag besucht sie eine kleine Freundin, deren Mutter ihre Entbindung in den nächsten Tagen erwartet. Der ganze Besuch löst bei Anna ziemlich starke Unlustgefühle aus, besonders die dicke „Tante" scheint ihr gar nicht zu gefallen. Ein paar Tage später wendet sie sich mit der plötzlichen Frage an den Vater: „Erinnerst du dich, daß, als wir nur ein Zimmer hatten, die Marika (das Schwesterchen) geflogen ist?" — Der Vater: „Wann denn?" — Anna: „Wie das Engelchen gekommen ist!" — Der Vater: „Aber die Marika kann doch nicht fliegen." — Anna: „Doch, ich kann es auch" (macht fliegende Bewegungen). — Der Vater: „Das ist doch kein Fliegen!" — Anna: „Aber die Marika ist ganz bis zur Decke geflogen." — Der Vater: „Wir haben ja immer so viel Zimmer gehabt, nur wie die Marika geboren wurde, im Roten Kreuz, da war nur ein Zimmer. Aber damals kam die Marika nicht geflogen, sondern wuchs im Bauch der Mutter heran." — Bei dieser Wendung des Gespräches kommt die Mutter herein, und der Vater reproduziert ihr kurz das Gesprochene. Anna wendet sich unter großem Lachen an sie: „Das Kind wird vom Storch gebracht, es wächst nicht im Bauch. Wenn es im Bauche wächst, warum habe ich dann keins?" — Der Vater: „Weil die Mutter einen Mann hat und du nicht." — Anna zeigt lachend auf den Vater: „Doch, hier ist mein Mann." — Der Vater: „Ich bin Mutters Mann, nicht der deine. Du warst ja dort im Roten Kreuz, wo die Marika geboren wurde!" — Anna: „Wurde ich auch dort geboren?" — Der Vater: „Ja, auch du." — Anna: „Aber der Storch bringt die Kinder. Und die große Ente hat ein Ei." — Der Vater: „Ganz richtig, aber das Ei kommt auch aus dem Bauch der Ente und wird nicht vom Storch gebracht." — Das scheint Anna einzuleuchten, und das Thema Ente-Ei wird jetzt eingehender besprochen. Unter anderem sagt Anna: „Nicht wahr, es wäre interessant, wenn aus der kleinen Ente die große Ente käme?"

Während des ganzen Gespräches spielt die kleine Schwester im Zimmer Plötzlich sagt Anna: „Ich meine ja gar nicht diese Marika, es gibt viele Marikas. Ich denke an Puppen. Wenn wir in ein Geschäft gehen und viele Spielsachen kaufen und dort schon nichts bleibt, wo kommen dann die Spielsachen wieder her?" — Der Vater: „Wenn das Kind geboren wurde und der Mann und die Frau wieder beisammen sind, dann kann wieder ein Kind kommen." — Anna: „Aber die Schnecke hat keinen Bauch, oder ist es sein Haus?" — Der Vater zeichnet eine Schnecke und sucht ihren Bau zu erklären.

Anna springt im Zimmer herum, plötzlich hält sie inne, denkt nach und sagt: „Erinnerst du dich, wie ich in der Nacht schlief und dann auf die Straße ging?" — Der Vater: „Das hast du geträumt?" — Anna: „Nein, es war wirklich so!" — Nun fängt sie an, mit einer Sicherheitsnadel zu spielen, steckt sie dem Vater in den Mund, dann will sie sie ihm erst rückwärts, dann vorn an der Genitalgegend anpressen, und sagt: „Den Bácsis kann man das nicht so, wie kleinen Mädchen."

Die Szene bricht da ab, um nachmittags noch eine kleine Fortsetzung zu haben: Anna spielt mit dem Schwesterchen, zieht ihr allerhand Kleidungsstücke an. Auf einmal steckt sie sich und auch der Kleinen eine Handvoll Wäsche unter das Kleid, so daß die beiden Kinder mit großwegstehendem Bauche einherspazieren.

Das Interessante in Annas Reden und Gebaren ist vor allem die Art, wie die reale Erklärung zugunsten des, Gott weiß wo, aufgeschnappten Storchmärchens zurückgewiesen wird. An sich ist es ja eine bekannte, auch in dieser Zeitschrift hinlänglich besprochene Erscheinung, hier kommen aber auch einige Motive derselben ziemlich deutlich zum Vorschein. Anna sagt ja selbst: Wenn das Kind im Bauch wächst, warum habe ich dann keines? Mit dem Storch steht es viel befriedigender; dieser bringt das Baby nur ins Haus, in die Familie, ja, wenn man will, so ihr, der großen Schwester. Dies ist auch eine Anschauungsweise, die sie sich halbwegs zu eigen gemacht und mit deren Hilfe es ihr gelang, in ein ziemlich zärtliches und lustvolles Verhältnis zum Schwesterchen zu treten: die Marika gehört mir, es ist meine Marika. Natürlich, wenn nun das Kind im Bauch der Mama wächst, da läßt sich das Eigentumsrecht schwer bestreiten. Auch daß das Schwesterchen einst in so inniger Berührung mit der Mutter war, kann ihr peinlich sein, ebenso wie es ihr jetzt noch peinlich ist, daran erinnert zu werden, daß die Kleine einmal an Mutters Brust trank. Und wie sie in solchen Fällen nur dann wieder froh ist, wenn man ihr sagt, daß sie ja auch dort getrunken, so gibt jetzt die Ermahnung des Vaters, sie sei auch im Roten Kreuz geboren, dem Gespräch eine andere Wendung. Nun fängt sie an, das Storchmärchen aufzugeben. Während sie sich noch bewußt dagegen auflehnt und Gegenargumente sucht, gibt ihr Unbewußtes in interessanten Symbolreden und Symbolhandlungen davon kund, daß sie das Gesagte nicht nur verstanden hat, sondern noch mehr ahnt, als ihr bisher gesagt wurde.

Es wäre „interessant", wenn aus der kleinen Ente die große käme: sie möchte ihre Rolle mit der der Mutter — wie sie es übrigens hinsichtlich des Vaters schon offen ausgesprochen — gerne vertauschen. Wie ist es aber, wenn das Puppengeschäft schon ausverkauft, der Bauch der Mutter schon leer ist? Hier taucht die halb geahnte, halb unheimliche Frage auf, woher das Kind in den Bauch der Mutter kommt, eine Frage, die übrigens mit dem Storchmärchen auch bequem zu umgehen ist. Das Aufwerfen der Schneckenfrage ist nach ihrer bewußt-logischen Seite eine folgerichtige „naturwissenschaftliche" Weiterbildung des Problems; als aus dem Unbewußten hervorbrechendes Symbol besitzt die Schnecke eine bekannte bisexuelle Bedeutung. Die scheinbar aus dem Zusammenhang fallende Erwähnung des phantasierten nächtlichen Spazierganges scheint auf „Spaziergänge" zu zielen, die Anna manchmal in der Nacht nach Mutters Zimmer unternimmt, Spaziergänge, die, vielleicht auch nicht ganz ohne Erfolg, zugleich als Entdeckungsreisen dienen.

Das sehr durchsichtige, interessanterweise die orale, anale und genitale Zonen in ihrer ontogenetischen Reihenfolge durchlaufende Spiel mit der Sicherheitsnadel weist schon auf ein ziemlich zielsicheres Tasten in der realen Richtung. Das Schwangerschaftsspiel am Nachmittag zeigt endlich, daß die „Aufklärung", für eine Zeit wenigstens, wieder akzeptiert wurde und durch spielerische Verarbeitung von den unlustvollen Komponenten befreit zu werden trachtet.

Marieanne will nicht baden

Von Martha Zulliger

Marieanne wird im Alter von acht Monaten dreimal nacheinander geimpft. Sie reagiert nun so stark, daß sie längere Zeit krank ist. Das Ärmchen muß ihr eingepolstert werden. Sie wird verwöhnt und gehätschelt, da sie das einzige Kind ist. Nach der Genesung will sie das Baden nicht mehr wiederaufnehmen. Sie wird von der Pflegerin längere Zeit nur gewaschen. Nach Verlauf des Winters, im Alter von eineinhalb Jahren, gelingt es mit vieler Mühe, sie wieder in die Wanne zu stecken.

Mit viereinhalb Jahren bekommt sie ein Brüderlein. Sie interessiert sich zuerst sehr um seine Pflege, schaut zu, wie es gebadet wird, und frägt, warum es ein Pflaster auf dem Nabel hat. Die Wärterin sagt, Bubi habe ein „Bobo“ — eine Wunde darunter.

Plötzlich will sie nun wieder nicht mehr baden. Schon am Samstag mittag fängt sie an, sich vorsichtig zu erkundigen, ob heute der fatale Tag sei, wo sie in die Wanne gesteckt werde. Sie bringt allerlei Ausreden : es ist Winter, zu kalt zum Baden, sie hat keine Zeit, sie möchte lieber am Vormittag gebadet sein, so wie das Brüderlein, dann wäre es schon vorbei, und sie müßte nicht immer daran denken. Sieht sie dann, daß es keine Rettung vor dem Wasser gibt, fängt sie ein Zetergeschrei an, sperrt sich und heult noch in der Wanne unsinnig. Das Schrecklichste ist für sie, sich die Haare waschen zu lassen. Die Pflegerin hat ihre liebe Not mit ihr, und wenn die Mama dabei ist, so geht der Tanz erst recht los. Die Mama regt sich auf, versucht es mit Zureden und Versprechungen, und weil das nichts nützt, mit Drohungen und Strafen, und für alle drei ist der Samstag ein wahrer Martertag.

Marieanne kommt einmal auf Besuch zu mir, nur um zu baden. Sie schaut sich alles sehr kritisch an und erklärt, die Haare waschen lassen, das gibt’s nicht, die sind nicht schmutzig, das ist nicht nötig, und mit dem Schwamm, den sie besonders geschenkt bekommt, will sie nichts zu tun haben.

Wie sie erst im Wasser sitzt, zeige ich ihr eine alte Gummipuppe. Um des Kindes Mundwinkel zuckt es ganz bedenklich, aber Marieanne wird doch nicht weinen, wenn die Puppe so brav ist, sie wird jetzt den Schwamm nehmen und die Puppe sauber waschen, so wie Mama das Brüderlein wäscht. Und wenn die Puppe sauber ist, wird Marieanne sich selber waschen, ganz allein, ich schaue nur zu, und wenn sie fertig ist, will ich ihr noch etwas ganz Lustiges zeigen, nämlich, wie man aus der Nase eine Regentraufe machen kann: man beugt sich weit nach vorn und drückt den platschnassen Schwamm über den Haaren aus, und die Wassertröpflein rieseln der Nase entlang eins hinter dem andern — die Tränentröpflein zwar zuerst auch — doch die bemerke ich gar nicht, und sie versiegen bald, weil das Spiel zu lustig ist.

Mit Seife richte ich Marieannens Haare zurecht, daß sie ausschaut wie ein Hahn mit einem gewaltigen Kamm, und gleich darauf hat sie zwei Hörnlein über den Ohren, einen Turm auf der Nase, und diese ständige Veränderung kann sie im Spiegel beobachten.

Sie schnupft zwar hie und da immer noch, doch macht sie den Versuch, der Puppe auch die Haare zu waschen. Dann wird die Puppe geduscht, darauf sie selber, und weil sie nur ein klein wenig geweint hat, darf sie die Puppe behalten, damit sie am nächsten Samstag, wenn sie daheim gebadet wird, einen Gefährten hat. Sie weiß ja jetzt, wie die Puppe es gerne mag.

Am Anfang nimmt sie die Puppe mit zum Baden, wie, um an ihr abzureagieren, was ihr selber Unangenehmes wiederfährt. Dann identifiziert sie sich mit der Mama oder der Pflegerin, die das Brüderlein besorgen, die Puppe wird zu Marieannens „Kinde“, und jetzt badet sie ohne Widerstände, denn sie identifiziert sich selber auch mit dem Brüderlein und der Puppe, die gebadet werden. Die Spiele mit Haaren und Seife wurden auf ihr Verlangen regelmäßig wiederholt.

Es konnte nicht untersucht werden, warum Marieanne gerade dann nicht mehr baden wollte, als sie das Brüderlein baden und das Nabelpflaster sah. Darüber hatte ich jedoch bestimmte Vermutungen. Die Kleine hatte sicher den Geschlechtsunterschied entdeckt, der sie irgendwie behelligte — das Pflaster mochte dunkle Erinnerungen an die einst erlittene Verwundung und an die Schmerzen beim Impfen erweckt haben — und möglicherweise wurde nachträglich das Impfen und der Geschlechtsunterschied in Zusammenhang gebracht (Weibliche Kastrationseinstellung.) Die Spiele mit dem Wasser, das über die Nase träufelte, dem Hahnenkamm und den Hörnchen aus Haaren und Seife, für die Marieanne so großes Interesse zeigte, daß sie darob das Heulen vergaß, hatten für sie vielleicht eine ganz besondere Bedeutung, indem ihr Unbewußtes die Symbolik verstand, akzeptierte und sich so tröstete.

Zum Gottesglauben des Kindes

Notiz über meinen Sohn Artur (datiert Februar 1920; damals war er noch nicht fünf Jahre alt):

Er erzählte vor dem Einschlafen spontan: „Den lieben Gott muß man gerne haben; weil, wenn man ihn nicht gerne hat, da ist der liebe Gott böse und schickt den Kindern nicht Zuckerln mit dem Nikolo und mit dem Christkind. Die bösen Kinder haben den lieben Gott nicht gern, weil sie denken, daß der liebe Gott sie nicht in das Buch einschreiben wird und weil das Christkind und der Nikolo immer etwas bringen werden. Der liebe Gott schreibt die Kinder doch ein, die bösen, wenn sie so sind, und schickt mit dem Nikolo und dem Christkind nichts. Weißt du, die bösen Kinder haben den Papa nicht gern, weil sie denken, daß der Papa sie doch gern haben müßte, weil das ist m e i n Papa. Und die guten Kinder denken sich das nicht und haben den Papa gern und sind brav."

Befragt, woher denn der liebe Gott komme, erzählt er: „Erst war ein ganz großer Gott, dann hat er einen kleineren Gott auf die Welt gebracht, und der kleinere Gott hat einen noch kleineren Gott gezaubert, der noch kleinere Gott hat einen ganz kleinen Gott gezaubert, und so hat er immer weiter gezaubert. Früher war ein ganz großer Gott für alle Menschen, und der war so ein großer Künstler, daß er sich selber auf die Welt gebracht hat. Früher waren 16 Millionen Menschen und der ganz große Gott war so ein Künstler, daß er für alle Menschen gezaubert hat, dann sind aber immer mehr Menschen gekommen. Der eine Gott kann nicht so viel machen für alle Menschen, aber die vielen Gotte können mehr arbeiten als ein großer Gott." Er setzt dann hinzu: „Für jede Stadt gibt es Milliarden Gotte, für jeden Menschen gibt es einen Gott. Es kann auch möglich sein, daß es für eine Stadt ein großer lieber Gott statt Milliarden kleiner lieber Gotte geben kann ... Der [große] Gott ist der größte Zauberer, den es auf der Welt gibt. Bei jedem Gott ist eine Frau und viele Engerl, das sind die Kinder. Der große Gott ist früher gewachsen als die kleinen. Der Judgott hört nur auf die Juden, der Christgott nur auf die Christen. Der Christgott schaut aus wie der Judgott und der Judgott schaut aus wie der Christgott." Da er mich schreiben sieht, setzt er hinzu: „Schreib auf das mit dem Gott und zeig's dem Professor Freud, der auf dem Bild ist."[1]

Theodor R e i k

„Allmacht der Gedanken" bei Kindern

Ein plastisches Beispiel für die „Allmacht der Gefühle" gibt folgendes Ereignis meines gerade dreijährigen Sohnes: Er erlebte zum erstenmal mit vollem Bewußtsein ein Gewitter. Donner und Blitz machten einen starken Eindruck auf ihn, daß er den ganzen Nachmittag versonnen und schweigend umherging.

---

1) Photographie in meinem Arbeitszimmer.

Abends im Bett sagt er: „Bitte nochmal donnern und Lichtchen (Blitz) machen". Auf die Antwort, „daß ich das nicht könne", läßt er sich gar nicht ein: „Doch Du kannst es, bitte nochmal donnern und Lichtchen machen." Als er dann doch zur Einsicht meiner Unfähigkeit gelangt, beginnt er sich unruhig im Bett hin und her zu werfen. Plötzlich vernimmt man laute Blähungen, sein Gesichtchen wird ganz hell und er sagt energisch: „Dann eben i c h donnern!"

Den gleichen Machtgefühlen entsprechen die Bemühungen des zweijährigen Bruders: Er stellt sich breitbeinig her und pustet aus vollem Halse, und dieses Pusten bezweckt nichts Geringeres, als einmal einen Flieger „herunterzupusten", ein andermal den Mond auszulöschen oder die Straßenlaternen. Es ist ihm noch keinmal gelungen, aber der Glaube an seine Kraft läßt es ihn immer wieder von neuem versuchen.

R. Mannheim

BERICHTE

Bücher

CARL HÄBERLIN: Grundlinien der Psychoanalyse. Verlag der Ärztlichen Rundschau, Otto Gmelin, München.

Häberlin versucht in diesem Buch eine kurzgefaßte Darstellung aller therapeutischen Richtungen zu geben, die das Unbewußte als wesentlichsten Faktor psychischen Geschehens ansehen. Es mag dahingestellt bleiben, ob es einem Anhänger einer der vielen Richtungen, die sich heute mit mehr oder weniger Recht als „psychoanalytisch" bezeichnen, überhaupt möglich ist, eine solche Darstellung objektiv zu geben. Häberlin, der Anhänger der Jung'schen Schule ist, ist es meines Erachtens nicht gelungen. So bietet das Buch zwar viel Interessantes für den mit der Psychoanalyse vertrauten Leser, ist aber keine Einführung in die psychoanalytische Wissenschaft für Laien.

Interessant und anregend sind vor allem der Abschnitt über das Unbewußte und die Einleitung, die von den „seelischen Wirklichkeiten" handelt. Die Methodik der Psychoanalyse ist in einem eigenen Abschnitt sehr anschaulich dargestellt. Um so mehr nimmt es wunder, daß der Verfasser von einem „Hineinfragen" bei Kinderanalysen spricht. Besonders, da er sich mit großer Schärfe gegen Kinderanalysen wendet, wäre es interessant, noch andere Gegenargumente zu hören, als nur das eine, daß man in das Kind alles hineinfragen könne.

Die Freud'sche Lehre im engeren Sinn ist in dem Buch in ihrer historischen Entwicklung dargestellt. Dagegen läßt sich bei jeder jungen Wissenschaft viel einwenden, besonders aber bei einer so heiß umkämpften wie der Psychoanalyse. Außerdem aber bedeutet jedes neue Werk Freuds eine so grundsätzliche Ausgestaltung, daß die Kritik leicht als verfehlt erscheint, die frühere Formulierungen Freuds angreift, ohne spätere Werke genügend zu berücksichtigen. So ergeht es hier auch Häberlin, z. B. in dem, was er von der Verdrängung sagt.

Der zweiten Auflage hat Häberlin einen neuen Abschnitt — Einiges über die Begriffe des Symbols, des Ödipuskomplexes und der Verdrängung — hinzugefügt. Grundsätzlich Neues ist hier nicht gesagt. Es werden nur einige in den vorhergehenden Abschnitten schon behandelte Probleme etwas anders beleuchtet. Leider ist dadurch der sonst außerordentlich klar disponierte Aufbau des Ganzen so gestört, daß man trotz einiger recht anregender Gedanken diesen Anhang nicht begrüßen kann.

Häberlin spricht bezüglich der Lehren Adlers und Jungs von einer „Weiterbildung".

Vielleicht wäre „Umbildung" der passendere Ausdruck. Aber Häberlin teilt durchaus die Meinung vieler Anhänger dieser Schulen, es handle sich hier wirklich um Analyse im Freud'schen Sinne, der nur noch etwas, das sie „Synthese" nennen, hinzugefügt wird. Auf diesen grundsätzlichen Irrtum näher einzugehen, erübrigt sich im Rahmen dieser Besprechung. Lizi Bonwitt-Hepner

W. D. HAMBLY B. SC.: Über Anfänge von Erziehung bei den Primitiven. Mit einem Geleitwort von Dr. Charles Hose. Macmillan & Co. London (englisch).

Es ist für den praktischen Psychoanalytiker wichtig, seine Patienten auf ein zuverlässiges Buch hinweisen zu können, welches kurz über die Sitten, Gewohnheiten und Traditionen der primitiven Menschenrassen berichtet. Seitdem Freud in „Totem und Tabu" gezeigt hat, in wie großem Maße die unbewußten geistigen Prozesse und Zwangshandlungen und Gedanken von neurotischen Personen mit nur geringer Abänderung von den Glaubensriten dieser zurückgebliebenen Völker abzuleiten sind, finden wir beständig Beweise an vergleichendem Material innerhalb unserer eigenen Erfahrung, oder wir glauben, daß es sich so verhält. Der gewissenhafte Analytiker wird sich jedoch nicht mit einem vagen Glauben an die Übereinstimmung der Träume und Symptome mit den Sitten und Glaubensriten der Alten oder Primitiven begnügen wollen, aber wenn er seine Mutmaßung nachzuprüfen wünscht, so sieht er sich oft vor das Problem gestellt, wo nachzuschlagen und wieviel Zeit wohl die Nachforschung in irgend einer wissenschaftlichen Bibliothek, in der Bücher dieser Art zu finden seien, erfordern würde. In der oben erwähnten Arbeit von W. D. Hambly wird er sein Problem gelöst finden, indem diese ihn nicht nur mit einer Menge von interessanten Kenntnissen versieht, die der Forscher selbst unter den Eingeborenen gesammelt hat, sondern hier sind auch in praktischer und handlicher Form alle wesentlichen Entdeckungen zusammengestellt, welche andere Anthropologen in allen Teilen der Welt gemacht haben.

Der Wert dieses Buches wird sehr gesteigert durch glänzende Illustrationen, die größtenteils Photographien sind, und einige davon sind von größtem Interesse für Psychoanalytiker. In der Tat scheint der Autor durch die Freudsche Theorie zu seinem Buche inspiriert worden zu sein, indem er überall das „unterbewußte Seelenleben" und Neurose gleichsetzt. Er zeigt wiederholt, in wie hohem Maße der Primitive gleich seinem zivilisierten Bruder an Neurosen leidet und nicht davor gefeit ist, während einige Schriftsteller eifrig bemüht sind, zu beweisen, daß nervöse Störungen das Resultat unserer Überzivilisation sind, und daß wir frei wären von dieser Geißel, wenn wir ohne Hemmungen und dadurch ähnlich den Wilden wären. Aber diese und ähnliche Aufstellungen entsprechen nicht den Tatsachen. Das Leben der Primitiven ist durchaus nicht frei, weder von Hemmungen, noch von Angst. Er ist durch die Totemeinschränkungen und die Tabus, welche ihn bei jeder Umdrehung umgeben, zu den allerstrengsten Hemmungen verurteilt. Bei Tag und Nacht ist er bedrängt von Angstvorstellungen, die sich auf Gefahren der verschiedensten Art, reale und eingebildete, von Menschen oder von bösen Geistern herstammende, die das Werk von Dämonen oder einer Kombination der Gottheit und des im Dienste eines Feindes stehenden Medizinmannes sind, beziehen.

Alle diese Eventualitäten im Leben der zurückgebliebenen Völker sind in wunderbarer Weise vom Autor herausgearbeitet worden, der auch zeigt, daß der Medizinmann tatsächlich manche der Methoden des modernen Psychotherapeuten anwendet, um die Phobien und die neurotischen Manifestationen seiner Patienten zu bekämpfen in einem weit größerem Maße, als es der zivilisierte Durchschnittsarzt tut. Wir erhalten auch vorzügliche Berichte über die Pubertätsriten bei Knaben und Mädchen, letztere in größerer Ausführlichkeit, als man sie sonst in dem Werk eines männlichen Anthropologen zu finden pflegt, und er weist auch nach, daß viele Auskünfte über die weiblichen Glaubensriten, ihre Gewohnheiten und Sitten, wie über die geheimen

Initiationsriten sehr unvollständig oder sogar unrichtig sind, weil der Mann, wenn er sie auch kenne, oft vorgibt, sie nicht zu kennen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er gar nicht weiß, worin sie bestehen, oder nur ein wenig mehr als die Frau von den Zeremonien der männlichen Pubertätsriten oder der anderen religiösen Gebräuche weiß, und daß man nur sehr wenig oder gar nichts von den Frauen selbst über diese Dinge erfahren kann, aus dem Grunde, weil sie gewöhnlich dem Weißen gegenüber mißtrauisch sind und diesem sicherlich nicht über ihre intimsten Glaubensriten Mitteilung machen würden, auch aus Furcht, lächerlich zu scheinen oder sogar ein Unglück zu verursachen, indem sie diese Kenntnis einem Fremden anvertrauen, welcher vielleicht ein verkleideter böser Geist sein mag.

Eine Photographie wird besonders alle diejenigen interessieren, welche Róheims Untersuchung über die medizinischen Bräuche der Wilden und den Medizinmann gelesen haben; sie stellt dar, wie die Krankheit aus dem Patienten in Form eines Steines oder Kristalls gewöhnlich durch Saugen herausgezogen wird. Die Illustration befindet sich auf Seite 228 und hat den Titel „Australischer Medizinmann, durch Magie die Krankheit aussaugend von einem kranken Mann", und ist dem Handbuch von Sir Baldwin Spencer über Australien entnommen. Es ist in der Tat überraschend, daß W. H. Hambly nicht das wichtige Werk von Géza Róheim über den „Australischen Totemismus" erwähnt, durch welches nicht wenig psychoanalytische Erkenntnis über das Leben und die Sitten der Primitiven ausgebreitet wird. Er hat es wahrscheinlich nicht gekannt, denn wenn dem nicht so wäre, so hätte er sicherlich davon Notiz genommen.

Mary Chadwick

Neues Deutschland. Kalender 1928, Verlag „Friede durch Recht", Wiesbaden, Gartenstraße 18. Preis M. 3·20.

Voltaire, Rosa Luxemburg, Tolstoi, Pestalozzi, Nietzsche, Shaw, Viktor Hugo und andere Antiphilister sind hier im Wort vertreten, nebst guten Bildern von Masereel, van Gogh, Daumier u. a. Der Kalenderredakteur rechnet auch Freud zu den großen Erziehern, sein Geburtstag ist am 6. Mai verzeichnet. — Wer einen republikanischen Kalender sucht, der literarisch wertvoll ist, findet hier einen guten Wegweiser. Vielleicht bringen spätere Ausgaben auch einige Worte aus der pädagogisch-psychoanalytischen Literatur, sie könnten den Leser von Viktor Hugos Wort „Aufsteigen aus einer Hütte zu einem Palast ist schön und selten, Aufsteigen von Irrtum zur Wahrheit ist noch schöner und seltener" anregen, manchen Irrtum bei der Kindererziehung zu vermeiden; Massenaufklärung über die Wege zum „Friede durch Recht" muß stets mit den so verschieden determinierten Widerständen des einzelnen rechnen.

Heinrich Meng

In der Januar-Nummer der Zeitschrift „Die neue Erziehung" wird Prof. Paul Oestreich, Berlin-Friedenau, Menzelstraße 1, eine Reihe von Aufsätzen über Psychoanalyse und Erziehung veröffentlichen. Unsere Mitarbeiter werden gebeten, ihm bis spätestens Ende November Beiträge zur Verfügung zu stellen.

Herausgeber Dr. Heinrich Meng, Arzt in Stuttgart
und Universitätsprofessor Dr. Ernst Schneider in Riga

Eigentümer, Verleger und Herausgeber für Österreich: Adolf Josef Storfer, Wien, VII., Andreasgasse 3 („Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik"). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Paul Federn, Wien I., Riemergasse 1. — Druck: Elbemühl Papierfabriken und Graphische Industrie A.-G., Wien, III., Rüdengasse 11 (Verantwortlicher Druckereileiter: Karl Wrba, Wien).